Gesammelte
Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Von

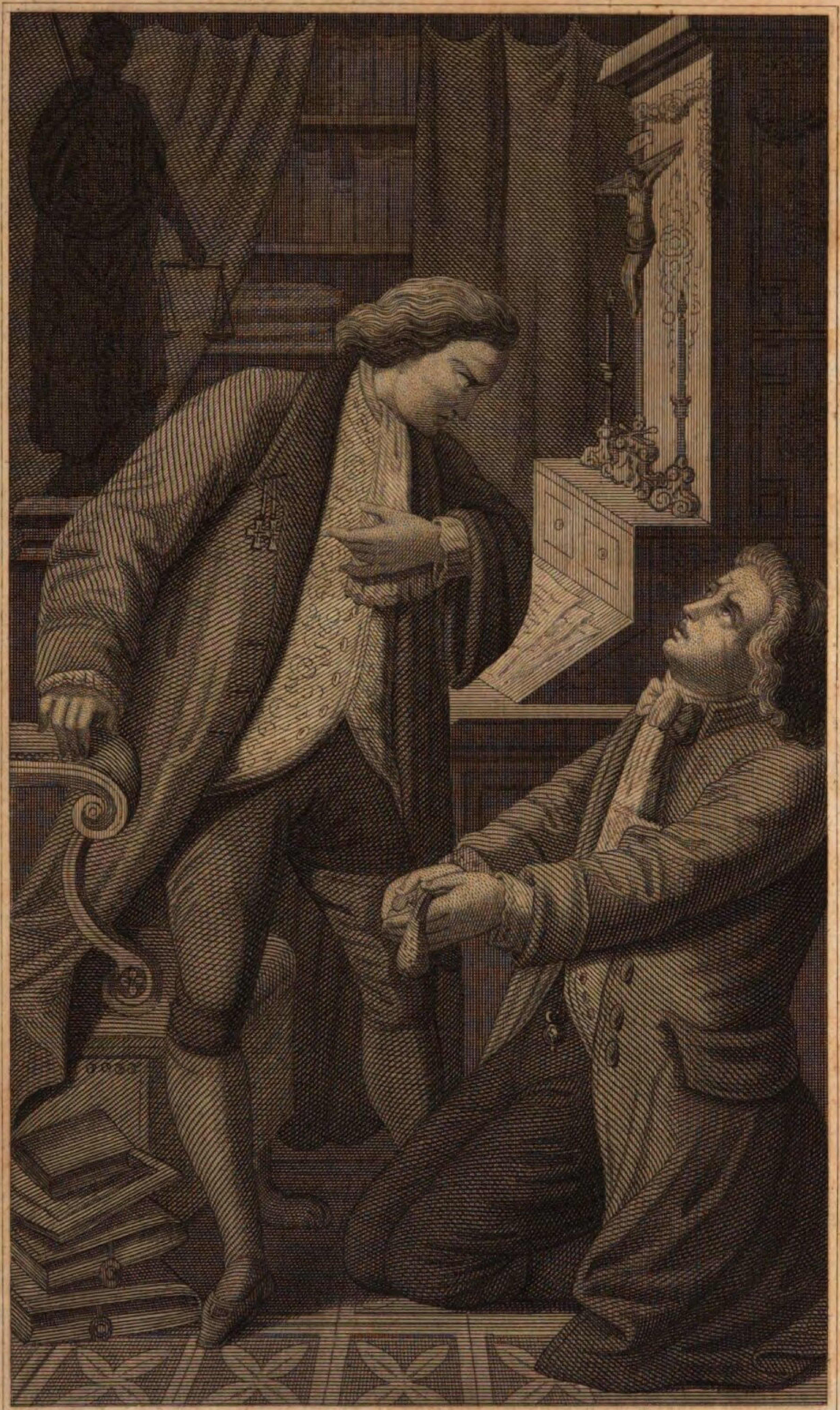
Ottmar Lautenschlager,

Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, des Vater Unser, Job's, Hans von der Jachenau, des Festes der heil. drei Könige 2c.

Siebenzehntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1858.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(Joh. Peter Himmer.)



C. Fiegl del. Dietz sc.

Verlag der Math. Rieger'shen Buchhandlung in Augsburg.

Lorenz.

Die Wege der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit.

Eine Erzählung

für christliche Jugend und christliches Volk.

Von

Ottmar Lautenschlager,

Priester der Erzdiözese München-Freising.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1858.

Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.

(Joh. Peter Himmer.)

Vorwort.

Würdigster Freund!

Ihrem wiederholt geäußerten Wunsche entsprechend, übersende ich Ihnen eine kurze Darstellung der wichtigsten Schicksale meines Lebens. Sie glauben, es dürfte dieselbe eine Lectüre bieten, die alle Stände, zumal die reifere Jugend anziehen und ihr in ergreifenden Bildern den Werth einer guten Erziehung, den hohen Nutzen und die Würde der Mäßigkeit, des Fleißes, der wahren Freundschaft, der Geduld und Ausdauer in Widerwärtigkeiten vor Augen stellen würde. Sie fanden in den Begebenheiten meines Lebens den Trost des christlichen Glaubens, das Walten der göttlichen Vorsehung, den Schutz, welchen der Allmächtige der bedrängten Unschuld gewährt, seine unendliche Liebe wie seine furchtbare Gerechtigkeit, und meinen, daß dadurch die Leser neue Antriebe gewinnen, im Glauben an Jesus und seine Kirche fest zu halten, im Leiden auf seine Barmherzigkeit und Macht

zu vertrauen, in Allem aber Gott als Vater zu lieben und als gerechten Herrn zu fürchten. Und in der That, auch mir scheint es, daß die Begebenheiten meines Lebens recht dargestellt und erzählt, wohl zur Ehre Gottes und zum Nutzen mancher Menschen dienen möchten.

So habe ich es denn unternommen, dieselben klar, schlicht und aufrichtig niederzuschreiben; und ich wünsche von ganzem Herzen, ich möchte so glücklich gewesen seyn, den oben erwähnten Zweck, den auch Sie beabsichtigen, zu erreichen. Dazu möge Gott, von Dem aller Segen kommt, Sein Gedeihen geben!

Jedenfalls bitte ich Sie, mit den Mängeln dieser Arbeit Geduld zu haben; und ich verharre, Sie der Gnade des Allerhöchsten empfehlend, mit der Versicherung vollster Verehrung

Euer Wohlgeboren

aufrichtigster Freund

Lorenz Kallmann.

Inhalts-Anzeige.

Erstes Kapitel.

Meine Mutter — die Jahre und die Fehler meiner Jugend — mein Oheim.

Ich war der einzige Sohn eines wackern Schullehrers, Anton Kallmann, hatte aber das Unglück, meinen Vater im achten Jahre schon zu verlieren. Meine Mutter verließ nun das Dörflein und zog mit mir nach L....g, einer kleinen, etwa acht Stunden entfernten Stadt, theils um sich durch Unterricht und Handarbeit daselbst leichter nähren zu können, theils — und dieß war der Hauptgrund — um hier besser für meine Erziehung zu sorgen. Da ging es uns nicht gut; das kleine Vermögen der Mutter war bald aufgezehrt, und wie fleißig und geschickt sie auch arbeitete, nur mit Mühe vermochte sie für mich und sich das Nothdürftige zu erwerben. Noch seh' ich meine liebe Mutter, nachdem sie mit mir gelernt, gebetet und mich zu Bette gebracht hatte, bei dem bleichen Scheine der Oellampe bis Mitternacht und länger noch an dem Tischlein, dem einzigen des Zimmers, nähen, und manche Thräne fiel dann auf die Arbeit. Sagte ich: „Mutter, es ist schon eilf, schon zwölf Uhr! geh' doch schlafen, sonst wirst du krank!" Dann erwiederte sie: „Lieber Lorenz, das muß bis

Morgen früh fertig werden, sonst haben wir zu Mittag Nichts zu essen!" Da schwieg ich freilich, aber ich steckte dann den Kopf tief in die Kissen unter die Decke, um mein Weinen und Schluchzen zu verbergen. Es war eine Zeit, wo in unserm Hause keine Noth, wenn auch kein Ueberfluß herrschte. Der Vater hatte als Schullehrer ein genügendes Auskommen, und verdiente als ein trefflicher Uhrmacher nebenbei noch manchen Gulden. Die Mutter, eine Bürgerstochter von M....l, war von Hause aus sogar reich; allein sie hatte den bei weitem größten Theil ihres Vermögens geopfert, um ihren Bruder Richard zu retten, welcher, ein leidenschaftlicher Spieler, in Gefahr stand, nicht blos Hab und Gut, sondern selbst Ehre und Freiheit zu verlieren. Jetzt, wie gesagt, war bittere Noth bei uns zu Hause, und oft hatten wir Nichts, als zu Mittag eine Wassersuppe, Abends ein Stück trockenen Brodes, manchmal fehlte sogar dieß. Die Mutter litt und schwieg; ich war nicht so starkmüthig, weinte und klagte anfänglich gar oft, und unterließ es nur dann, als ich merkte, daß ich die Mutter dadurch noch trauriger machte. Da klagte ich im Stillen, und weinte oft in einem Winkel verborgen. Es war mir in der That nicht zu verübeln; ich zählte damals acht Jahre, war gesund, im Wachsen begriffen, und von jeher ein Freund guter Bissen gewesen. Und wahrlich, im väterlichen Hause hatten sie nicht gefehlt; mein Vater als Schullehrer hatte eine kleine Oekonomie mit Feld und Garten; da bekam ich zum Frühstücke alltäglich die beste Milch; Butter konnte ich jeden Tag im Frühjahr und Sommer haben. Mein Vater hatte drei Bienenstöcke, und

die besten Obstbäume; die Mutter hielt Hühner und anderes Geflügel im Garten. Der Förster im Orte war unser Gevatter und brachte gar oft ein Häslein oder sonst ein Wildpret, die Bauern kamen noch öfter mit Brod, Geflügel, Eiern und Kücheln zu der Mutter — wir konnten oft nicht Alles aufessen, konnten verkaufen — und jetzt, ach jetzt! Daß ich nun auch ein schäbiges Röcklein trug, meine Hose und Schuhe geflickt waren, ging mir bei weitem weniger zu Herzen. Wie gesagt, ich war eine sinnliche lüsterne Natur, der gute Bissen über Alles gingen, und ich glaube, wie Esau, hätte ich damals das Recht der Erstgeburt um ein Linsenmus verkauft.

Meine Mutter meinte in mir bedeutende Talente zu entdecken und bestimmte mich für die Wissenschaft. Im Städtchen war ein Gymnasium, und zwar keineswegs ein schlechtes. So begann ich denn zu studiren, und machte einen guten Fortgang. Wie freute sich meine gute Mutter, wenn ich ihr am Ende des Jahres einen Preis, zum Zeichen meines Wohlverhaltens, in die Hände legen konnte! Das war einer der wenigen Sonnenblicke, die ihr der Himmel sandte. Dann bot sie Alles auf, und schonte auch des letzten Hellers nicht, um mir, dem „Lorenzl," auch eine Freude zu machen, und ein gutes Mittagsmahl zu bereiten, ein Täublein mit etwas Fülle, Sauerkraut mit Knackwurst, und eine süße Speise, zum Schlusse eine Tasse Kaffe. Wie dieß dann schmeckte, wer möchte dieß sagen! Ich hatte dabei nur eine Aussetzung, die nämlich, daß ein so glücklicher Tag nur einmal des Jahres im Kalender stünde! Gar mancher Kreuzer, den mir gutherzige Leute wegen meines Wohlverhaltens in der Schule

schenkten, ward vernascht; ich weiß noch recht gut, wie ich als Studentlein die Krippe besuchte und bei der Vorstellung der Hochzeit zu Cana mit offenem Munde und sehnsüchtigem Herzen die delikaten Speisen und Getränke betrachtete, und kein größeres Glück kannte, als an einer so reich besetzten Tafel neben Jesus und Maria zu sitzen und so recht nach Herzenslust essen und trinken zu dürfen. —

So erreichte ich das vierzehnte Jahr; da starb mir die gute Mutter. Gott lohne ihr das unendlich Viele, Liebe und Gute, das sie mir mit so großer Zärtlichkeit und Aufopferung erwiesen! Sie hatte gar wohl erkannt, daß diese Lüsternheit, der ich so sehr nachhing, für mich die Quelle manchen Leides und Unglückes werden könnte, und bat mich auf ihrem Todbette noch, hierin mich zu mäßigen, und nicht nach dem Verbotenen zu streben, sondern mit dem Wenigen und Nöthigen mich zu begnügen. „Und das, mein Lorenz, wird und kann dir nie fehlen, wenn du betest, arbeitest und auf den himmlischen Vater vertrauest. Er, Der die Raben nähret, die Blumen auf dem Felde kleidet, ist reich genug, hat auch für dich Speise und Gewand. Das Mahl, das du dir mit deiner Händearbeit verdient hast und mit gutem Gewissen zu dir nimmst, wird dir am besten schmecken, und deinem Leib und deiner Seele am meisten nützen. Bist ja nicht auf Erden des Essens halber, sondern um deinem Herrn zu dienen, der für dich hienieden gehungert und gedurstet und sterbend am Kreuze für dich Gall' und Essig getrunken hat. Mein Sohn, das vergiß nie; auch wird es gut seyn, wenn du dich öfters an das Gleichniß des Herrn vom armen Laza-

rus und dem reichen Prasser erinnerst. Der arme Lazarus, der Gott zu Liebe Armuth, Hunger und Blöße erduldet, kam in den Schooß Abrahams; der reiche Prasser, der an seiner üppigen Tafel und in den Genüssen aller Weltlust Gottes und Seiner Gerechtigkeit vergessen, der kam in den Abgrund der Hölle. Wer möchte es nicht lieber mit dem armen Lazarus, als mit dem reichen Prasser halten!"

Wie scharf blickte nicht die Mutterliebe in meine Zukunft! nur zu bald sollte ich erfahren, wie begründet ihre Warnung gewesen.

Nach dem Tode der Mutter nahm mich eine gute alte Frau, die Wittwe eines Schneiders, in ihr Haus. So hatte ich denn Wohnung; Kosttäge, von den Wohlhabendern im Städtlein mir gegeben, verschafften mir die Nahrung; einige Gutthäter gaben mir eine kleine monatliche Unterstützung und so konnte ich zur Noth die andern Bedürfnisse bestreiten — freilich eben nur zur Noth. Der Bürgermeister, einer meiner Gutthäter, kam auf den Gedanken, dem Bruder meiner seligen Mutter, von dessen Leben und Sterben man durchaus nichts Gewisses wußte, nachzufragen; vielleicht konnte dieser im Stande seyn, etwas für mich zu thun. Allein, so wenig die Mutter bei ihren Lebzeiten von Onkel Richard etwas erfahren konnte, eben so wenig glückte es dem Bürgermeister. Nur dieß stellte sich mit einiger Wahrscheinlichkeit heraus, daß mein Oheim bald nach seinem Unglücke Deutschland verlassen, nach England gegangen und daselbst bei einem reichen Schiffsherrn Dienste genommen und auf dessen Schiffen wohl alle Meere befahren. Aber auch hier, in England, fehlten seit mehreren Jahren

alle weiteren Nachrichten von ihm. Das klang freilich für mich nicht tröstlich; allein ein frischer Studiosus von 15 Jahren läßt sich vor Sorgen und Kummer nicht so leicht ein graues Haar wachsen; zur Nothdurft war ja für mich gesorgt, ich war gesund, genoß der Zuneigung meiner Lehrer, die mir manche Unterstützung verschafften, und meine Lage war im Ganzen demnach ziemlich erträglich.

So konnte ich meine Studien fortsetzen, und wuchs heran, und überholte nicht blos in körperlicher, sondern auch in geistiger Ausbildung die Meisten meiner Mitschüler. Leider war mein alter Fehler, die Lüsternheit, mit mir auch gewachsen — nur daß ich statt nach guten Speisen, jetzt mehr nach guten Getränken, nach Bier, Caffee und zumal nach Weinen oder gebrannten Wassern begehrte. Freilich, ein solcher Genuß, namentlich der von Wein, ward mir des Jahres kaum ein oder zweimal zu Theil; aber desto reizender wurde er mir, desto heftiger verlangte ich darnach. Es war gut, recht gut, daß ich arm war; mein Vermögen hätt' ich sicherlich in jungen Jahren noch in Lüsternheit, in gut Essen und Trinken vergeudet.

Ich war bereits Schüler der Oberklasse des Gymnasiums und bald sollte ich dasselbe verlassen und die Hochschule beziehen; dieser Gedanke erfüllte mich mit Leid und Freude, mit Hoffnung und Schrecken zugleich. Hatt' ich mich am Gymnasium nur mit Mühe, nur mit Unterstützung von Gutthätern durchgebracht, wie sollte ich mich in H...., der nächstgelegenen Universitätsstadt, durchschlagen, wo ich gänzlich unbekannt war, wo ich auf keine Hilfe von Seite

der Gutthäter zu hoffen, wohl aber ein doppelt theuereres Leben zu fürchten hatte? Und dazu war das Fach, das ich vor Allem am liebsten erwählt hätte, die Medicin, das kostbarste! In meiner Noth wandte ich mich an meinen Professor, einen wackern, theilnehmenden Mann, der mir sehr geneigt war. Dieser gab mir eine überaus tröstliche Hoffnung. „Lorenz, da kannst du dir wohl selber am besten helfen," sprach er; ein Stipendium von 150 Gulden wird binnen sechs Wochen für einen Candidaten der Hochschule, welcher am hiesigen Gymnasium studirt hat, erledigt und dasselbe durch Prüfung vergeben. Mache die Prüfung mit, mache sie gut, so wirst du das Stipendium und damit zugleich die Mittel erhalten, auf der Hochschule ohne Sorgen leben zu können. Was ich, dein Professor, für dich thun kann, das verspreche ich dir, das wird geschehen."

Von da an stand all mein Hoffen auf dieß Stipendium, ging all mein Dichten und Trachten dahin, es zu gewinnen, und das war eben keine leichte Arbeit; ich hatte tüchtige Mitbewerber.

Die Zeit der Prüfung für dieß Stipendium kam; sie war sehr strenge und dauerte zwei Tage. Die Besten der Schule unterzogen sich ihr und boten Alles auf. Den ersten Tag hielt ich mich so wacker, daß mir der Professor am Abende seine Zufriedenheit laut bezeigte. Eben so gut ging es Morgens den zweiten Tag, ja noch besser. Ich durfte nur auch den Nachmittag so gut und glücklich arbeiten und Alles war dann gewonnen; und da hatt' ich gar nicht Bange; wir wurden an diesem Nachmittage schriftlich und mündlich aus der Mathematik geprüft, und hierin

war ich von jeher unter meinen Mitschülern der Erste gewesen. Es konnte mir nimmer fehlen, und doch es fehlte, meine Lüsternheit, der ich gerade so recht zur Unzeit nachgab, verdarb Alles. Hört nur, wie Alles kam.

Ich hatte gerade an diesem Tage, der als ein wahrer Unglückstag in dem Kalender meines Lebens steht, mit Balthasar, einem andern Studenten, bei einem Wirthe im Städtlein freien Mittagstisch. Ich freute mich allzeit auf diesen Tag; denn der Wirth, ein guter und wohlhabender Mann, setzte uns nicht blos ein ordentliches Essen auf, sondern er — und zwar allein im ganzen Städtlein — gab uns noch eine halbe Bier zum Besten. Ihr könnt denken, daß, wenn man die ganze Woche Gänsewein kostet, ein solches Gläslein nicht wenig mundet. Heute kam noch etwas Besseres. Bei dem Wirthe kehrte Jahr ein Jahr aus um diese Zeit ein Weinhändler ein, und aß dann nicht weit von uns im Gastzimmer zu Mittag. Er konnte sehr gut mit seinem Geschäfte und dem Rechnen, desto schlechter aber mit der Orthographie und dem Schreiben überhaupt umgehen. Deßhalb mußte ich, der eine schöne Handschrift hatte, seine Schreibereien, die Briefe, Rechnungen und Quittungen, besorgen, und verdiente mir auf diese Weise allezeit ein paar Gulden, die ich jederzeit auf Kleidung verwandte. Heute kam der Weinhändler wieder, und ein guter Mann, wie er war, lud er mich zu Gaste, und bewirthete mich zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit einer unlängst für ihn gefertigten Arbeit mit einem ausgezeichneten Weine. Wie ließ ich mir den behagen! Der Weinhändler tischte lächelnd

eine zweite Flasche auf, und ermunterte mich, rechtschaffen auf seine Gesundheit und auf ein gutes Examen zu trinken. Der Gedanke an die Prüfung ergriff mich dergestalt, daß ich das erhobene Glas besorgt niedersetzte. Auch hörte ich es recht gut, wie Balthasar, der neben mir saß, leise mir zuflüsterte: „Lorenz, laß doch das Weintrinken! die Mathematiker, das ist ein alter Spruch, müssen Wasser trinken! denk' an das Stipendium!" Allein der Weinhändler, der mehr Güte als Verstand besaß, ließ nicht nach, sondern sprach lockend: „Ei, Herr Lorenz, was kostet Ihr nicht? hat Euch die erste Bouteille geschmeckt, so wird Euch die zweite noch besser munden; das ist Ofener der besten Sorte!" Ach, der Geist war willig, das Fleisch schwach und der Versucher siegte! Ich trank, und bald trieb der feurige Ungar mein Blut in rascheren Wellen durch die Adern; ich ward so lustig und fröhlich wie nie; der Wirth schüttelte den Kopf. Balthasar, der es gut mit mir meinte, ward traurig, und bat mich, als die Flasche geleert war, ich sollte jetzt ein Glas frischen Wassers trinken und dann mich ein wenig ergehen. Den schalt ich auf derbe Weise aus, daß er mir zumuthete, auf ein so edles Getränk gemeines Wasser zu nehmen. Nur mit Mühe brachte mich Balthasar nach Hause; hier befiel mich in Folge des Uebermaßes — eine unwiderstehliche Schläfrigkeit; ich schlief ein, verschlief die Stunde der Prüfung. Der wackere Professor vermißte mich; befremdet sandte er nach mir; endlich kam ich, noch immer von Wein und Schlaf benebelt. Auf den ersten Blick sah er, wo es mir fehle; im gerechten Unwillen machte er mir vor Allen der Classe Vorwürfe, ich

antwortete gereizt, widersprach und begegnete ihm auf sehr unanständige Weise. Der Professor schickte mich nach Hause, und behielt sich das Weitere vor. Wie ward mir, als ich des andern Tages zum vollen Bewußtseyn dessen kam, was ich verschuldet hatte! Und erst, was sagten mir die Andern! Im bittersten Schmerze rannen mir die Thränen aus den Augen, rang ich die Hände! Kaum konnte ich glauben, daß ich solche Dinge begangen! So hatte ich nicht bloß das Stipendium, das ich bereits in Händen hatte, und damit die Mittel zu meinem Unterhalte auf der Hochschule verloren, sondern auch meinen edlen Professor, der mir so viel Gutes gethan, auf das empfindlichste gekränkt, war dem ganzen Gymnasium zum Aergerniß geworden, nachdem ich fast neun Jahre mich tadellos, ja lobenswürdig betragen hatte! Wie Feuer brannte die Scham und der Schmerz in meiner Brust; größer war mein Jammer nicht gewesen, als ich am Sarge der Mutter gestanden. Und wer trug denn die Schuld an diesem meinem Unglücke, an meiner Schande? Ach, ich hatte Niemanden anzuklagen, als mich, als meine Lüsternheit, meine Weingierde! Vor Pein und Schande hätt' ich mich an jenem Tage gerne in den tiefsten Winkel der Erde versteckt, und nichts wäre mir lieber gewesen, denn der Tod.

Es blieb mir nichts Anderes übrig, als Buße zu thun und vor Allem den schwer beleidigten Professor um Verzeihung zu bitten. Das war ein bitterer Gang für mich, und bei der Thüre seines Hauses wär' ich bald vor Angst und Scham wieder umgekehrt. Der Professor empfing mich mit Wehmuth und Ernst; er verzieh mir, und machte mir die ein-

dringlichsten Vorstellungen. „Gewinnst du nicht in größerem Maße die Selbstbeherrschung, hängst du der Lüsternheit nach, wie bisher, so wird deine Zukunft eine traurige seyn. Die Unmäßigkeit führt zur Völlerei, die Völlerei zur Zerstörung der Gesundheit des Leibes wie des Geistes; die Unmäßigkeit führt zur Verschwendung, diese zur Armuth, die dann wieder eine Quelle anderer Uebel ist. Und dann, bedenke die Entweihung des Tempels Gottes, den Zustand der Erniedrigung, in welchen du durch die Trunkenheit unter das vernunftlose Thier herabsinkst — die Beleidigung Gottes, das viele Böse, das du, ohne es nur im Mindesten zu wollen, dann verübest! Ich warne dich mit den Worten der heiligen Schrift: „Sey nicht begierig bei köstlichen Mahlzeiten und fülle dich nicht mit allen Speisen an; denn durch vieles Essen wird man schwach und krank, und die zu große Begierde im Essen veranlaßt Unlust im Leibe. Wegen Fraß und Völlerlei sind gar Viele gestorben.“ Eccl. 37.

„Mein Lorenz, beherzige diese Worte; keine Leidenschaft wird so leicht zur andern Natur, als jene der Unmäßigkeit in Speise und Trank.“

Diese eindringlichen Ermahnungen erschütterten mein Herz; ich brach in Thränen aus und verhieß die ernstlichste Besserung. Der Professor hatte Mitleid mit mir, bestärkte mich in meinen guten Vorsätzen, und versprach mir auf mein Bitten seine Verwendung, auf daß die Strafe, die ich durch mein unanständiges ärgerliches Betragen verdiente, gemildert würde. Er that das Seinige; deßungeachtet fiel die Strafe noch hart genug aus; von der augenblicklichen Dimission, die der Rector über mich verhängen

wollte, nahm man auf Bitten des Beleidigten, des Professors nämlich, Umgang. Dagegen ward ich des Preises, der mir im Fortgange bereits zugesprochen worden, verlustig und statt mit der ersten mit der zweiten Sittennote entlassen — gewiß eine empfindliche Züchtigung. Aber sie war nicht ungerecht und ich bedurfte einer solchen, um einmal aus meinem Leichtsinne, der mich in meiner bösen Neigung nur eine kleine, bei der Jugend leicht verzeihliche Schwäche hatte sehen lassen, aufgeschreckt zu werden und Hand an ernstliche Besserung zu legen.

Doch, es sollten mir noch bitterere Früchte aus meinem Fehltritte wachsen; einige meiner Gutthäter entzogen mir ihre Unterstützung, um sie an Würdigere zu vergeben; es starb auch meine alte, gutherzige Hausfrau, die mich so viele Jahre unentgeldlich beherbergt hatte, und ihr Erbe, ein Sohn ihres Bruders, kündigte mir das Logis auf. Die Noth ward immer ärger; da sandte mir der Himmel einen Freund, auf den ich, wie es schien, gar nicht rechnen durfte, und dieser war der Professor, den ich doch so schwer gekränkt hatte. Auf sein Bitten erhielt ich von Manchen der Gutthäter das entzogene Monatsgeld zurück; auch der Vetter meiner verstorbenen Hausfrau ließ sich auf seine Fürsprache geneigt finden, mir ein halbes Jahr noch das Kämmerlein zu belassen. Mit Thränen in den Augen dankte ich dem edlen Manne; er tröstete mich liebreich und rieth mir, vor Allem mich an Gott zu wenden und recht brünstig bei Ihm um Hilfe zu flehen. Das that ich auch; und Abends alle Tage ging ich zum Thore hinaus, zu einer kleinen, der Mutter Maria geweihten Capelle

in der Meinung zu beten. Da fühlt' ich mein Elend recht; in dem Städtlein konnt' ich in der Länge eben so wenig bleiben, als der Armuth halber meine Studien auf der Hochschule fortsetzen. Ganz allein stand ich, und wohin ich blickte, Niemanden sah ich, auf dessen Hilfe ich rechnen durfte. Lebhafter als je dachte ich an Onkel Richard; ja, wenn der noch lebte und meine Bedrängniß wüßte, dann wäre mir sicher geholfen. Allein, wie durft' ich dieß hoffen? seit fünfzehn Jahren hatte er nichts mehr von sich hören lassen, er galt überall für todt.

Als ich nun eines Abends recht betrübt und niedergeschlagen heimkehrte, begegnete mir bei dem Thore ein kleines Mädchen, die Johanna, das Töchterlein einer Nachbarin, die manchmal zu mir kam, und bei Fertigung ihrer Schulaufgaben mich zu Rathe zog. Sie lief auf mich heiter zu, gab mir das Händlein und sprach: „Ei, Herr Lorenz, geht doch nach Hause! es wartet auf Euch die alte Bötin Marianne; die hat einen Brief und einen schweren Pack Geld für Euch!"

In freudigem Schrecken lief ich, was ich laufen konnte; allein bald mäßigte ich meine Eile und dachte kleinmüthig: „Was du Thörichter dir einbildest! woher käme wohl ein Geld für dich? Johanna hat nicht recht gehört, oder das Geld gehört Jemand Anderm." Aber es gehörte mir doch; an der Thüre meiner Wohnung wartete die Bötin mit freudestrahlendem Antlitze auf mich und rief mir von Weitem schon entgegen: „Geld! Geld! Herr Lorenz! Habe mir schon längst gewünscht, Euch einen rechten Sack voll Geld bringen zu können; es ist lange her-

gegangen; allein dagegen bring' ich Euch gleich 300 Gulden miteinander!"

„Ach Gott, Marianne," antwortete ich ganz kleinmüthig, „dann, dann gehört das Geld gewiß nicht mein? wie käm' ich zu einer solchen Menge Geldes?"

„Ei, warum denn nicht?" erwiederte die Alte; „seht doch her, brecht auf und leset!" Mit welcher Hast nahm ich das ziemlich schwere, vielfach versiegelte Paquet! Die Aufschrift lautete auf meine Mutter, und zweifelsohne hatte ich als ihr einziger Sohn das Recht, es zu öffnen. Ich that es mit zitternden Händen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, und dachte an Onkel Richard.

In der That, von ihm kam der Brief, kam das Geld. In dem Briefe, welcher anlag, äußerte der Onkel die zärtlichsten Gesinnungen treuer, dankbarer Bruderliebe; er hatte der Opfer nicht vergessen, welche ihm einstmals die Mutter gebracht, und er zeigte dieß nicht bloß durch Worte. Seit Jahren waren Schiff und See seine Heimath geworden; auf ihnen war er getraut, war er Vater eines einzigen Kindes geworden; bis nach Indien hatte ihn das Schicksal getrieben und ihn in Mühsalen aller Art gehärtet. Nach diesem Briefe hatte er schon öfter an die Schwester geschrieben, ihr zum Zeichen brüderlicher Theilnahme nicht unbedeutende Summen übermacht, und dennoch nie von ihr eine Antwort erhalten; nur das Eine, daß meine Mutter sich verehelichte, hatte er späterhin durch Zufall erfahren. Das war erklärlich; die Mutter hatte bald nach Onkel Richards Entfernung die Vaterstadt auch verlassen und lange Zeit als Kammerfrau einer reichen ungarischen Dame Italien,

Frankreich und die Schweiz bereiset; dann erst war sie Gattin eines Schullehrers in einem Dörflein an der untern Donau geworden, und hatte mit ihm — hundert Stunden von der Geburtsstadt — ein Stillleben geführt. Daß der Brief jetzt nach L....g, dem Städtlein ihres Grabes, den rechten Weg fand, war einzig dem Umstande zu danken, daß nach dem Tode meiner Mutter nach deren Geburtsstadt von Gerichtswegen geschrieben, ihr Hinscheiden gemeldet und Kunde eingezogen worden, ob nicht noch Verwandte dort lebten, die geneigt wären, sich meiner, des vater- und nun auch mutterlosen Waisleins, anzunehmen. In M...., der Mutter Heimath, wußte man jetzt, wo sie früher sich aufgehalten und wo ihr Sohn zu finden wäre. —

Am interessantesten für mich war des Briefes Schluß: „Liebste Schwester," so lautete er, „ich bin jetzt des Meeres satt und will eine Landratte werden, und zwar um so mehr, als meine gute Frau Mary vergangenen Winters gestorben ist. Ich meinte, ich alter Seehund hätte keine Thränen mehr; da aber rannen sie mir, eh' ich's merkte, über die Wangen in den Bart. Eine davon fiel auf meiner Betty Haupt, die neben der todten Mutter kniete, und ihr das kalte milde Antlitz und die Hände brünstig küßte, als wollte sie selbe in's Leben wieder zurückrufen. Das arme Kind! sie hat an der Mutter zu Viel, sie hat an ihr fast Alles verloren; sie hatte ja fast keinen Vater, denn der mußte in allen vier Welttheilen sich herumschlagen. Das soll, das muß nun anders werden. Betty hat das Recht zu verlangen, daß ich jetzt wenigstens an ihr die Vaterpflicht erfülle. Und das soll

auch geschehen. Ich habe mich genug geplagt, und dem Meere, dieser wilden treulosen Dirne, eine hübsche Beute abgerungen und mein Schäflein in das Trockene gebracht. Betty darf mit ihrem Vater wohl zufrieden seyn. Du bist verheirathet, wie ich gehört habe. Wenn du doch einen Sohn hättest, und er zu Betty paßte! Betty — auch ein Vater darf die Wahrheit von seinem Kinde sagen — verspricht viel, ist ihrer Mutter Ebenbild; und die, Schwester, die war ein Engel!"

„Das sind wunderliche Gedanken! wirst du ausrufen; aber sie sind auch natürliche. Hab' ich ja auf der weiten Erde Niemanden lieber als meine Betty und dich; was ist natürlicher als der Gedanke, daß meine Tochter auch deine Tochter, dein Sohn auch mein Sohn sey?" Dann äußerte der Onkel die Sehnsucht, seine liebe Schwester nach so vielen Jahren wieder zu sehen und lud sie mit den Ihrigen ein, sich im Oktober dieses Jahres nach Antwerpen zu begeben, dort würde sie ihn treffen.

Das soll meine letzte Seefahrt seyn; dann werde ich mein Schifflein in den Hafen bringen und auf dem festen Lande überwintern. Es sind mir in der Heimath meiner Mary in der Grafschaft Connaught (in Irland) zwei schöne Besitzungen angetragen worden. Bis ich dich sehe, wird die Sache schon entschieden und dein Bruder aus einem wilden Schiffsmeister ein bescheidener Junker und Fuchsjäger geworden seyn." Es waren, wie bemerkt, dreihundert Gulden baar dem Briefe beigelegt. „Es soll dieß zur Bestreitung der Reisekosten nach Antwerpen dienen, und dazu wird es hinreichen. Ich würde dir eine

größere Summe übermacht haben; allein ich habe auf zwei mit bedeutenden Geldsummen an dich belegte Briefe keine Antwort von dir erhalten, und ich muß deßhalb fürchten, du habest weder Brief noch Geld erhalten. Ich kann mich der Sorge nicht entschlagen, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln auch dießmal der Brief nicht in deine Hände kommen und das Geld verloren seyn könne."

Dieß war im Ganzen der Inhalt des Briefes, der mich plötzlich zu dem glücklichsten Menschen der Erde machte. Ich hatte einen Onkel, ich hatte Geld — Geld wie ein Crösus! Ich brauchte einige Zeit, bis ich mich fassen und in den Gedanken finden konnte, es hätte von nun an alle Noth ein Ende und die Tage des Glückes wären mit dem schönsten Morgenrothe angebrochen.

Noch diesen Abend verbreitete sich die Kunde meines unerwarteten Glückes in dem ganzen Städtlein, und ich fand aufrichtige herzliche Theilnahme. Keinem kam sie wohl mehr vom Herzen, als dem wackern Professor. Er war der Erste, zu dem ich lief und die Botschaft meines Glückes trug. Nachdem er den Brief meines Onkels gelesen, wünschte er mir mit einer Thräne im Auge Glück und ermahnte mich zugleich, im Glücke der Demuth und des Dankes gegen den Spender alles Guten nicht zu vergessen. Ich war nun in meinen Augen ein gemachter Mann, ein Mann so wohlhäbig und gut daran, wie Einer im Städtlein. Seit jenem unheilvollen Mittagessen mit dem Weinhändler war weder ein Bischen Braten noch ein Tröpflein Bier über meine Lippen gekommen. Des Abends ließ ich mir Braten und eine halbe Bier ho-

len, und bis dahin hatte mir Nichts so gut geschmeckt, als diese Mahlzeit. Dann schloß ich mich in mein Kämmerlein ein, und zählte das Geld. So viel Geld hatte ich in meinem Leben nicht gesehen, geschweige denn in Händen gehabt, oder gar als Eigenthum besessen. Ich zählte es wohl zehnmal durch. Dann überlegte ich, was ich mit dem vielen, vielen Gelde anfangen sollte; denn mit dem zehnten Theil getraute ich mir die Reise nach Antwerpen zu machen. Es kamen mir da allerlei Gedanken. Vor Allem beschloß ich, der guten Mutter auf dem Gottesacker einen recht schönen Grabstein setzen zu lassen und ihr so im Grabe noch eine Freude zu machen. Auch wollte ich meine Gutthäter im Städtlein überzeugen, daß sie ihre Güte an keinen Undankbaren verschwendet hätten, und ich gedachte Jedem von ihnen beim Abschied eine kleine Verehrung mit einem passenden Geschenke zu machen. Eben so hatte ich im Sinne, meine armen Mitschüler, von denen gar Viele gleich mir ihren Unterhalt nur durch Kosttäge gewannen, mit einer Gabe zu erfreuen. Sehr benöthigt war ich auch eines ordentlichen Gewandes; und nicht abgerissen und geflickt, sondern in einem stattlichen Gewande und Mantel wollte ich mich dem Onkel vorstellen. Solches und allerlei Anderes überlegend, konnte ich erst um Mitternacht einschlafen, und des Morgens in aller Frühe klopfte schon Jemand an der Thüre, der mich der weiteren Sorge um die Anlegung meines Kapitals so ziemlich überhob. Es war mein neuer Hausherr, der Vetter meiner Gutthäterin; der bat mich, ich möchte ihm vom Gelde wenigstens einhundertfünfzig Gulden darleihen und ihn so in den Stand

setzen, einen Gläubiger, einen Juden, der ihm eine auf dem Häuslein liegende Schuld gekündigt, zu befriedigen. Das war ein Umschwung der Dinge! aus einem armen Studentlein war ich bereits ein Kapitalist geworden und konnte Geld ausleihen! Meister Christoph, der nur mit Mühe sich hatte bewegen lassen, mir ein Kämmerlein in seinem Hause zu gönnen, kam selber zu mir, bat und bat mich recht demüthig. War es denn da ein Wunder, daß mir der Kamm ein wenig schwellen wollte? Etwas hochmüthig erwiederte ich dem Supplikanten: „Ja, Meister Christoph, Euch soll geholfen werden!" und zählte ihm mit gnädiger Miene das Geld hin. Meister Christoph hätte mir bald die Hand geküßt, und entfernte sich mit einem tiefen Bückling, und bei der Thüre machte er einen zweiten noch tieferen. Mit ähnlichen Anliegen kamen noch Einige, und man wird mir auf das Wort glauben, daß, nachdem ich mich gewandet, die Kosten des Grabsteines für die Mutter, die Geschenke für die Gutthäter, und die Reichnisse an die Armen unter meinen Mitschülern bestritten, ich mit Schrecken sah, daß mein Reichthum, den ich für unerschöpflich gehalten, bereits bis auf fünfzig Gulden geschwunden wäre. Das reichte mit knapper Noth für einen Fußgänger zur Reise nach Antwerpen; mein stolzer Gedanke, die Reise in einer stattlichen Chaise mit schönen Pferden bespannt zu machen, zerfloß wie Schaum. Mit dem Geben und Schenken hatte es bei solch' bedenklichen Umständen meiner Kassa wohl ein Ende; allein nicht so mit den Anforderungen und Bitten, die von allerlei Seiten her an den gutmüthigen Studenten beständig gemacht

wurden und ihn sicher ganz ausgesäckelt hätten. Da hielt ich es für das Beste, um allem Verdruß auszuweichen, mich in aller Stille aus dem Städtlein zu entfernen. Eines schönen Septembermorgens hörte ich die heilige Messe, besuchte dann das Grab meiner lieben Mutter, und ging darauf, ohne mich und die Uebrigen mit den Abschiedskomplimenten zu behelligen, ganz in der Stille zum Thor hinaus. Draußen schwenkte ich noch einmal zum letzten Gruß mein Hütlein gegen die Stadt, machte dann einen mächtigen Sprung voll fröhlichen Jugendmuthes und der besten Hoffnung, und lief singend und jubelnd weiter, als wollte ich heute noch nach Antwerpen kommen.

Der Mensch denkt und Gott lenkt. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich einem Leben voll Trübsal entgegen ginge, daß ich meines Oheims Antlitz gar nicht sehen, sondern nur sein Grab in einem fremden Welttheile! wer mir gesagt hätte, daß ich dieß Unheil Niemanden als mir zuschreiben könnte, mir, der ich trotz neuer eindringlicher Warnungen meines Vorsatzes vergaß und in einer unbewachten Stunde mich wieder der Unmäßigkeit hingab!

Zweites Kapitel.

Die Reise zu meinem Oheim — das Kloster — Warnungen — mein Verführer — mein Unglück und meine Schuld. —

Der nächste Weg von meiner Heimath nach Antwerpen führte nach Regensburg, Nürnberg und Würz-

burg; hier gedachte ich mich auf ein Schiff zu setzen und nach Frankfurt und Mainz zu fahren. Von Mainz aus konnte ich mit einem Rheinschiffe leicht das alte Köln erreichen, und dann war Antwerpen nahe. Die Straße, die ich einschlug, war ganz der rechte Weg nach Antwerpen; allein dahin kam ich doch nicht.

Ich war bereits an zehn Tage auf der Reise, und in die Nähe des schönen Würzburg gekommen, als ich eines wunderschönen Herbstmorgens mein Nachtquartier, ein kleines Dörflein, verließ, um wo möglich denselben Tag noch Würzburg zu erreichen. Mein Weg zog sich meist durch Waldungen über Hügel und Berge hin, und führte mich zu einem gar anmuthig im Waldesschatten gelegenen Kirchlein; ich hörte läuten. Da verdoppelte ich meine Schritte, der Worte der seligen Mutter eingedenk: „Begegnet dir unser Herrgott, so geh' ihm ja nicht aus dem Wege, und kannst du eine heilige Messe unterwegs anhören, so acht' es für keinen Zeitverlust." In der That, es sollte in dem Kirchlein eine Messe gelesen werden; der Priester war bereit, der Ministrant fehlte. Da erbot ich mich, am Altare zu dienen; ich hatte das von jeher gerne gethan, und als Ministrant mir manchen Kreuzer, manches Bildlein, und gewiß auch manche Gnade, die mir unsichtbarer Weise von dem so nahen Gottmenschen zufloß, verdient. Mein Anerbieten ward freudig von dem Priester, einem ehrwürdigen, betagten Benediktiner, angenommen. Nach der heiligen Messe sagte mir der Pater — er hieß Anselm — herzlichen Dank, befragte mich über Stand und Herkunft, und lud mich dann ein, ihm nach seinem etwa eine Stunde entfernten Kloster zu folgen, und dort einige Tage

von den Beschwerden des Marsches auszuruhen. Diese waren, da mich Jugendkraft und das schönste Wetter begünstigten, eben nicht groß gewesen; allein, als Student war ich nie einem Kloster aus dem Wege gegangen, und hatte meine besten Tage unter den gastfreundlichen, wackern Studirenden so gewogenen Klosterherren verlebt. Deßhalb nahm ich die Einladung mit Freuden an, und brachte drei Tage im Kloster zu. Als ich am vierten Tage Morgens mich anschickte, weiter zu reisen, hielt mich Pater Anselm zurück, und ließ mich erst nach dem Mittagsessen ziehen. Der Prälat beschenkte mich reichlich und Pater Anselm begleitete mich ein Stündlein weit bis zu einer dem Kloster gehörigen Schwaige. Hier traf er Mehrere des Klosters und auch einige Weltgeistliche und Adelige der Umgegend bei einem Glase Wein sitzend und sich in heitern Gesprächen unterhaltend. Pater Anselm mußte sogleich an ihrer Seite Platz nehmen; er nöthigte mich, das Gleiche zu thun, und mich, ehevor ich über die Berge stiege, die jetzt zwischen mir und Würzburg lagen, mit einem ächten Glase Pfülben zu stärken. Nie glaubt' ich, so guten, so milden Wein gekostet zu haben; es blieb bei einem Glase nicht und Pater Anselm schenkte fleißig ein. Ich ward immer fröhlicher, erzählte, machte Studentenwitze und so ging es weiter. Die Herren der Gesellschaft lachten und scherzten über den lustigen Studenten, dem der Wein immer mehr und mehr zum Kopfe stieg; nur Einer, Pater Majolus, eine lange, hagere Gestalt, bleichen, melancholischen, ascetischen Antlitzes, der ein Glas vor sich ganz unten am Tische saß, schwieg und betrachtete mich mit stil-

lem Ernste, ja mit gewissem Schmerze. Als Pater Anselm mir wieder das Glas voll schenkte, warf er ihm einen verdrießlichen Blick zu und flüsterte warnend: „Ne nimis!“ („Nicht zu viel!“)

„Ei, Bruder Majolus,“ entgegnete dieser, „gönnt ihm das gute Tröpflein, es schadet ihm nicht.“

„Und doch, Bruder Anselm,“ rief der Pater ernst, „ich versichere Euch, es wird eine Zeit kommen, wo dieser Jüngling jeden Tropfen Weines verfluchen wird, der über seine Lippen gekommen!“

Bei diesen Worten richtete er sein dunkles geisterhaft blickendes Auge voll Wehmuth auf mich und ging dann fort.

Betroffen schauten ihm Pater Anselm und die Uebrigen der Gesellschaft nach. „Heute rappelt's wieder bei dem Pater Majolus,“ hob einer der Herrn an, „es ist gut, daß er geht!“

„Und gut wird es auch seyn, mein lieber Studiosus,“ sprach ein Pater von gutmüthigem Gesichte wohlwollend zu mir, „wenn Ihr das Wort des Pater Majolus nicht in den Wind schlagt; es ist gar Manches, was er prophezeit hat, eingetroffen!“

Das Wort, welches er zu mir warnend gesprochen, das wenigstens ist an mir in vollem Maaße in Erfüllung gegangen. Aber damals hatte ich dafür nur ein ungläubiges Lächeln; trotzdem, daß der Wein mir den Kopf eingenommen, sah ich wohl, daß es höchste Zeit zum Aufbruche sey, leerte schnell mein Glas, dankte den Klosterherren, namentlich dem Pater Anselm, für ihre so große Güte, und machte mich dann eilends auf den Weg. Kaum ein Viertelstündlein von der Schwaige begegnete ich dem Pater Ma-

jolus, der, die Augen gesenkt, und seinen Rosenkranz betend, langsam daherschritt. Eine Regung der Furcht unterdrückend, ging ich dennoch auf ihn zu, küßte ihm mit ungeheuchelter Ehrfurcht die Hand und bat ihn um sein Gebet und seinen Segen auf die Reise. Und segnend und gerührt legte er mir die weiße, fast fleischlose Hand auf das Haupt; nie werde ich den Blick voll Liebe und Schwermuth vergessen, mit dem er mich lange und durchdringend betrachtete und dann ausrief: „Mein Sohn, so gehe mit Gott! Seine Engel mögen dich geleiten! Willst du ihres Schutzes sicher seyn, willst du dein Ziel erreichen, so meide den Wein! Galle und Ysop sind besser für dich, als des Weines Lieblichkeit!"

Eben nicht erfreut ob dieser Warnung, die doch so sehr mit der Ermahnung der sterbenden Mutter und des biedern Professors übereinstimmte, setzte ich meine Reise fort und gelangte noch selbigen Tages nach Würzburg. Ein Schiff, das mich auf dem Maine nach Frankfurt und Mainz bringen sollte, fand ich nicht gleich; da entschloß ich mich, den Weg zu Fuß zu machen; es hatte dieß für einen jungen, rüstigen, des Marschirens gewohnten Mann keine besondere Beschwerden. Des Spessarts dunkle Forsten, früherhin so berüchtigt ob zahlreicher Räuberbanden, hatten schon damals ihr schreckliches Wesen zum größten Theile verloren, wenn es auch in ihnen nicht ganz geheuer seyn mochte. Glücklich, ohne den mindesten Schaden, kam ich nach Aschaffenburg; aber in den Wäldern zwischen Hörstein und Alzenau lauerte der Räuber auf mich, der mich plünderte, und des Kostbarsten (es war dieß nicht blos Geld) beraubte und

auf Jahre lang dem Elende preisgab. — Gibt der Mensch Acht, so wird er finden, daß in den meisten Fällen, wo er selbst verschuldetem Unglücke entgegengeht, die göttliche Liebe ihm warnende Boten zusendet. Ich wenigstens habe diese Erfahrung gemacht; die Erbarmung Gottes hatte mich durch die Mutter, den Professor und erst kürzlich durch Pater Majolus auf das Dringendste zur Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, zumal in dem Genusse des Weines, ermahnen lassen; wenige Stunden vor jenem Ereignisse, wo ich jener liebevollen Vorstellungen auf das Neue vergaß, und gegen die Mäßigkeit sündigend, den Grundstein zu meinem Unglücke legte, ließ mir die Liebe Gottes wiederholt eine Warnung zukommen. Auf dem Wege von Aschaffenburg nach Hanau begegnete ich einem armen Weibe, das mich um eine Gabe ansprach und selbe auch erhielt. Auf meine Frage, ob ich noch weit nach Hanau hätte? antwortete sie: „In vier Stunden könnt Ihr leicht in Hanau seyn." Da gewahrte ich rechts in dem Walde einen Fußpfad, der über einen Hügel führend, mir ein beträchtliches Stück Weges abzuschneiden schien. Ich erkundigte mich hierüber bei der Frau. „Allerdings könnt Ihr auf diesem Fußpfade ein halb Stündlein gewinnen; aber Ihr könnt auch irre gehen, und habt einen hohen Berg in jedem Falle zu übersteigen. Ich rathe Euch, Herr, bleibt auf der Straße, es ist doch sicherer."

„Sicherer? spuken Räuber in dem Walde?" fragte ich.

„Räuber? das gerade nicht, aber es ist in dem Walde doch nicht recht geheuer, und die Leute gehen

nicht gerne durch," erwiederte die Alte, und bat mich noch einmal, auf der Straße zu bleiben.

Hätt' ich doch ihrem Rathe gefolgt! aber in überkühnem Jugendmuthe und nach Kühlung verlangend, schlug ich den Fußpfad ein und befand mich bald in der Tiefe des Waldes. Ohne den schwach ausgetretenen Pfad viel zu beachten, ging ich rüstig, trotz der Hitze, weiter, kam von ihm ab und sah bald, daß ich mich verirrt hatte. Vor mir lag ein hoher Berg; war der überstiegen, so meinte ich, mich sogleich wieder zurecht finden zu können. Es ward mir bei der argen Hitze sauer genug, seinen Gipfel zu erklimmen; ermüdet sank ich deßhalb in das Gras hin; der Durst quälte mich, die Zunge hing mir lechzend am Gaumen, und wohin ich auch blickte, war nichts als Berg und Wald. Da reute es mich freilich, der guten Alten nicht gefolgt zu seyn; aber es war jetzt zu spät. Es blieb mir nichts anderes übrig, als nach einiger Ruhe mich wieder aufzuraffen, und dann in Gottes Namen nach einer Straße oder nach einem gastlichen Obdach zu suchen, wo ich meinen brennenden Durst löschen und für die Nacht doch wenigstens einen Bund Stroh zum Bette bekommen könnte. So lag ich da, bis die Sonne unterging, und es kühler ward; im Begriffe, meine Wanderschaft wieder zu beginnen, rauschte es plötzlich in den Büschen und ein junger Bursche, etwa meines Alters, blühenden Gesichtes, ein Ränzlein auf dem Rücken, einen tüchtigen Degenstock in der Hand, trat heraus und schaute mich verwundert an. Ich stand rasch auf und hätte dem Fremden vor Freude fast um den Hals fallen mögen.

„Gott sey Dank," hob ich an, „daß einmal eine Menschenseele in dieser langweiligen Einöde sich zeigt! Wer Ihr auch seyd, habt die Güte und zeigt einem Verirrten den Weg nach Hanau."

„Da seyd Ihr hübsch weit rechts gekommen; aber wer seyd Ihr? Student etwa?"

„Ja."

„Ei, Kamerad, ich bin auch Einer, bin von Heidelberg! macht Ihr eine Vakanzreise? Aber Ihr seyd hübsch müde, wie ich sehe; setzt Euch nur noch ein Bischen nieder."

„Müde, ja, da habt Ihr Recht, bin heute schon acht Stunden gelaufen; müde wohl, aber durstiger noch mehr."

Der Heidelberger lachte laut auf und setzte sich zu mir auf den weichen Grasboden. „Nun seh' ich, daß Ihr ein ächter Student seyd; ein solcher muß immerfort Durst haben. Seht, ein Heidelberger Bursche geht nie fort, ohne das bei sich zu haben." Er wies auf eine ziemlich bauchige Feldflasche, die er an seinem Gürtel trug. Und er bot sie mir dar mit den Worten: „Da, Bruder, trinkt, es ist Markgräfler erster Sorte drin!"

Was konnte mir in diesem Augenblicke lieber seyn, als ein solcher Trunk? Hastig griff ich nach der Flasche, und fuhr dennoch erschrocken zurück; denn in demselben Augenblicke meinte ich die Mutter mit traurigem Gesichte und erhobenen Händen aus dem nahen Strauchwerk sich zu mir neigen, glaubte ich das ernste, schwermüthige Auge des Pater Majolus voll Gram und Zorn auf mich gerichtet zu sehen!

„Was hast du denn, Bruder, trink," sprach der

Versucher, und hob mir die Flasche entgegen. Wie lieblich duftete nicht dieser Wein! wie öffneten sich unwillkürlich nicht die durstigen Lippen, dieß Labsal einzusaugen! wie flüsterte es mir nicht lockend zu: „Willst du verdursten? oder an der Gesundheit Schaden leiden? Das wäre Sünde, das Trinken nicht!" Da trank ich das süße Gift und mit jedem Trunke behagte es mir besser; der Heidelberger öffnete sein Ränzlein, gab mir zu dem Weine Wurst und Brod, und trank dann selber mit. So war die Feldflasche bald geleert; der Heidelberger brachte eine zweite Flasche noch stärkern Weines aus seinem Ränzlein hervor, und bald hatte ich das rechte Maß überschritten. Ich ward immer redseliger, immer geschwätziger; der Wein machte mich blind, sonst hätte mir das Lauernde, Höhnische im Blicke des Heidelbergers und der listige Zug um den Mund nicht entgehen können. Bald wußte er Alles, meine Herkunft, meinen Namen, meine Familienverhältnisse, meine Pläne, des Onkels Brief und Ladung, und was ich ihm nicht sagte, das hatte er durch schlau gestellte Fragen bald aus mir herausgelockt. Auch die zweite Flasche ward geleert, und ich, obwohl ziemlich benebelt, meinte, es sey nun höchste Zeit zum Aufbruche, wollten wir anders noch ein ordentliches Nachtquartier bekommen. „Bruder, dafür laß mich sorgen," sprach er in einem Tone voll Güte und Zutrauen, nur eine halbe Stunde von hier liegt Alzenau und da gibt es ein herrliches Wirthshaus. Aber, Bruder, da hätt' ich noch etwas, etwas extra Gutes, wie du es noch nie gesehen, viel weniger gekostet hast. Das trinken wir zuvor, das wird uns erquicken wie ein Himmelstrank." Und bei diesen

Worten wies er mir ein Fläschlein mit einer dunkelrothen Flüssigkeit gefüllt, die einen höchst lieblichen einladenden Geruch ausströmte. Meine Sinnlichkeit war gereizt, ich ließ mich nicht lange bitten, und trank. Wie Feuer floß das Getränk, ein höchst scharfer Liqueur, durch meine Adern und vollendete meine Trunkenheit. Bald ward mir die Zunge zu schwer, ich begann zu lallen; die Augen konnt' ich kaum mehr offen halten, Wald und Berg schienen mit mir zu tanzen — und nach wenigen Minuten lag ich da, bewußtlos, schlafend, aber keines natürlichen Schlafes, sondern wie ich später nach beinahe zwanzig Jahren erfahren sollte, eines künstlichen durch Opium hervorgebrachten.

Aber welch' ein Erwachen!

Drittes Kapitel.

Das Gefängniß — mein Gelübde und mein Gebet.

Als ich die Augen aufschlug, stand die Sonne bereits hoch am Himmel; trotz ihrer warmen Strahlen fühlte ich Gesicht und Hände naß — die Wirkung des während der Nacht gefallenen Thaues. Wie Blei lag es in meinen Gliedern, als ich mich aufrichtete, und dann meine Gedanken zu sammeln und zu ordnen anhob. Wie im Traume zog mir der Abend von gestern vorüber; ich schaute vergebens nach dem Burschen von Heidelberger, ich rief ihm und blieb ohne Antwort. Da erschrak ich und ahnete Böses.

Wie aber ward mir zu Muthe, als ich wahrnahm, daß nicht blos mein Ränzlein verschwunden sey, sondern auch Rock und das übrige Gewand! Der Rock, den ich jetzt trug, war der des Heidelbergers; eben so hatte er mir Beinkleid, Gilet, Halsbinde, ja selbst Hut und Stiefel (Alles neu) abgenommen und dafür seine eben nicht glänzenden Kleidungsstücke angelegt. Das Alles hatte er ohne den mindesten Widerstand von meiner Seite thun, ja er hätte mich selbst morden können; denn ich lag ja da, ein Trunkener, im Zustande der vollsten geistigen wie körperlichen Schwäche und Bewußtlosigkeit. Da brannte ein heißer Schmerz in meiner Brust, unwillkürlich stürzten bittere Thränen aus meinen Augen. Welche Schande, welche Schmach, von einem so Verworfenen, wie dieser sogenannte Bursche von Heidelberg war, also verspottet und behandelt zu seyn! wie bitter warf mir nicht mein Gewissen vor, daß ich der besten Vorsätze, der Mutter Warnung, des Paters Drohung vergessen, und der bösen Lust so blind und zügellos gefröhnt hätte! Und dann, abgesehen von der Sünde wider Gott, wie groß war nicht der Schade, den ich im Zustande der Trunkenheit erlitten! Ich hatte, als ich genauer untersuchte, nicht blos Ränzlein, Geld und Gewand verloren, ich war auch um meinen Paß, um des Onkels Brief, und um alle jene Papiere gekommen, durch die ich mich bei dem Onkel als den Sohn seiner Schwester auszuweisen vermochte. Dieß ängstigte mich am Meisten; als Student durfte ich hoffen, auch ohne Geld mich bis nach Antwerpen durchzuschlagen; allein, wie konnte ich mich ohne jene Papiere bei dem Oheime sehen lassen? mußte

ich nicht gewärtigen, von ihm als Betrüger zurückgewiesen zu werden? An den Mißbrauch, den der Dieb von meinem Namen und meinen Papieren vielleicht machen konnte, dachte ich in den ersten Augenblicken meiner gränzenlosen Bestürzung und Verwirrung gar nicht. Elend, unaussprechlich elend fühlte ich mich; das größte Unglück kann der Mensch ertragen, wenn er ein gutes Gewissen hat, und an seinem Jammer keine Schuld trägt. Allein gerade dieser Trost, wohl der beste und süßeste von allen, fehlte mir, und statt seiner tönte es mit zermalmendem Vorwurfe: „Deine Schuld, ganz deine Schuld!“ O wie recht hatte nicht Pater Majolus, als er warnend sprach: „Für dich ist Gall' und Ysop besser, denn des Weines Lieblichkeit!“

Aber es war jetzt nicht an der Zeit, dem Gram' und Schmerze nachzuhängen. Ich beschloß, zu dem nächsten Gerichte zu eilen, und daselbst die Anzeige von dem Vorfalle zu machen; vielleicht war mir Gott gnädig und ich gelangte, wenn auch nicht zu meinem Ränzlein und meinem Gelde, doch zu meinen Papieren, an denen mir vor Allem gelegen war. Freilich, zu dem Gerichte kam ich bald, noch diesen Vormittag, aber lieber Gott, wie!

Nicht ohne Mühe fand ich den Fußpfad auf der rechten Seite des Waldes wieder, und drängte mich mit aller Hast durch die Stauden und Dornen, die ihn allenthalben umgaben, um nur recht schnell vorwärts zu kommen. Da fiel plötzlich ganz in meiner Nähe ein Schuß; überrascht blieb ich stehen, und hoffte, einen Jäger zu sehen, der mir über den Weg und den Ort des nächstgelegenen Gerichtes Auskunft ge-

ben konnte. Ich sah Niemand und wollte nach einigem Warten wieder meines Weges weiter gehen, als ich mich unvermuthet rückwärts gepackt fühlte, und — wie ich mich umkehrte, in die funkelnden Augen und die scharfen Zähne eines großen Fanghundes sah. Zu gleicher Zeit rief eine barsche Stimme aus den Büschen: „Bleib stehen, oder die Bestie zerreißt dich!“ Zwei Männer mit Hirschfängern bewaffnet, eilten mit gespannten Büchsen auf mich zu, drohten mir, mich auf der Stelle niederzuschießen, wofern ich nur im Mindesten Hand oder Fuß regen würde, und banden mir die Hände mit eisernen Schrauben. Das Alles geschah schneller, als ich es hier erzählen kann; ich war vor Schreck wie erstarrt, glich mehr einer Leiche, denn einem Lebenden. Einer der Männer gab mir einen Stoß und befahl mir, vorwärts zu gehen; er ging mir zur rechten Seite, zur linken Seite der Hund, der andere Mann folgte mir. Man denke sich in meine Lage!

Als ich mich in etwas gesammelt hatte, fragte ich die Männer, mit welchem Rechte sie mir also thäten?

Mein Begleiter zur Rechten lachte mir voll Hohn in das Gesicht und sagte: „Da müssen wir dich doch zuvor fragen: Mit welchem Rechte stiehlst du und raubst denn du?“

Da stand ich erschrocken still, als hätte mich ein Blitzstrahl vom heitern Himmel getroffen. „Um Gotteswillen,“ rief ich, „was sagt Ihr? ich ein Dieb! Gott ist mein Zeuge, nie, auch nicht eines Hellers werth hab' ich in meinem Leben Jemandem genommen!“

„Ja, ja,“ spottete der Andere, „das wissen wir

schon; Ihr Schelmen aufeinander seyd die ehrlichsten Leute und die lautere Unschuld!"

„Für was hat man denn Euere Ehrlichkeit in das Zuchthaus von Pforzheim gesteckt?" hob der Erstere wieder an, „wegen der guten Werke ist es wohl nicht geschehen."

„Heilige Jungfrau!" schrie ich mit wachsender Angst; „ich bin nie in Pforzheim gewesen und habe kein Zuchthaus anders gesehen, als von Außen. Um Gotteswillen, ich bin ein Student und —"

Da bekam ich einen Schlag über den Kopf.

„Lüge zu, lüge zu!" rief der, welcher mir ihn gegeben, „wer's nur glaubt! Jetzt halte dein Lügenmaul und kein Wort rede, außer du wirst gefragt, sonst schlagen wir dich so oft auf das Maul, als du es aufmachst!"

Und drohend hob er seine Faust; mir aber stürzten auf das Neue die Thränen des bittersten Leides aus den Augen. Fühllos stießen mich die Schergen (das waren sie) weiter, und im tiefsten Seelenleiden bald empört durch die rohe Behandlung, bald von Scham, Angst und Schmerz durchglüht, kam ich nach Alzenau, dem Sitze eines Amtmannes, und ward sogleich in die Frohnfeste abgeführt. Daselbst schleppten sie mich in ein elendes dunkles Loch mit dem Bedeuten: „Mit dem Aufenthalt in solchen Oertern bist du ohnedem schon bekannt; es ist ja nicht das Erstemal, daß du sitzest; aber das Letztemal ist es, daß du ausspringest. Den Gedanken laß dir vergehen; wir werden besser aufpassen, als die in Pforzheim!" Das war der Trost, den ich beim Eintritt in den Kerker empfing.

Als ich nun allein war, setzte ich mich auf den

Bund Stroh, der für Stuhl und Bett zu gleicher Zeit dienen sollte, und begann nach Fassung zu ringen. So schnell, so plötzlich wie ein Sturm am heitern Himmel, war dieß Alles gekommen, daß es mir jetzt gleich einem Traume vorkam, und ich mich fragte, ob es sich denn Alles in Wirklichkeit also begeben? Aber zu wahr, zu bitter war diese Wirklichkeit. Der junge, frische Student mit den besten Zeugnissen, dem makellosesten Namen, der Neffe und vielleicht der Erbe eines reichen Oheims, der saß da im scheußlichsten Loche als Dieb eingefangen und behandelt, des schlimmsten Looses gewärtig — und das Alles hatte er in der Hauptsache nur sich selber zuzuschreiben, das hätte sich unmöglich begeben können, wäre er auch nur in den gewöhnlichsten Schranken der Mäßigkeit geblieben. Dieser Vorwurf war für mich der bitterste. O wie verwünschte ich meine Lüsternheit, meine Genußsucht, meine Unmäßigkeit! Da knieete ich auf dem Steinboden meines Kerkers nieder, hob weinend die Hände zum Himmel und bat den Vater voll brünstiger Reue um Verzeihung. Ich versprach Ihm, mich gerne unter Seine strafende Hand zu demüthigen, und jede Buße willig zu tragen, nur möge Er mich wieder als Sein Kind aufnehmen, mich aus dem Kerker führen und nicht dulden, daß ein Makel des Verdachtes, als sey ich ein Dieb gewesen, auf mir bliebe. Und ich gelobte und schwur Ihm mit dem heiligsten Eide, von nun an kein anderes Getränk zu genießen, als Wasser, und jedes andere, heiße es auch, wie es wolle, wie Gift zu meiden; nur flehte ich Ihn an, Er möge mir die Gnade geben, dieses Gelöbniß auch zu halten.

Und der Herr gab sie mir; es sind seit der Stunde, wo ich diesen Schwur gethan, an dreißig Jahre verflossen und kein anderes Getränk als Wasser kam über diese Lippen; selbst Bier und Kaffee und jede andere Flüssigkeit, die den Geist aufregen konnte, mied ich. Es bedarf von meiner Seite wohl nicht der Versicherung, daß es mir hart, sehr hart wurde, meinen Schwur zu halten; zu Zeiten schien es geradezu unmöglich. Man denke sich in die Lage eines jungen Menschen, in die Lage eines Soldaten, der in drei Welttheilen zu Land und zu See dient und fünf Feldzüge mitmacht. Ich habe gar oft Durst gelitten, daß mir die Zunge am Gaumen klebte, oder Pfützenwasser getrunken; ich habe mich Spott und Hohn, ungerechtem Urtheile deshalb preisgegeben, mich von ehrenwerthen Freunden zurückgezogen, manche Freude geopfert, Viel Bitteres erduldet — aber Gottlob, mein Gelübde habe ich gehalten, wie groß auch die Schwierigkeiten, wie lockend auch die Versuchungen waren, und ich gedenke es auch fernerhin als Mann und Christ in Treue zu halten. Ungerecht wär' es aber auch über dem Bittern, was die gewissenhafte Haltung meines Gelübdes über mich brachte, des Segens zu vergessen, der mir dadurch in nicht geringem Maße zu Theil ward. Alles das Unheil, mit welchem Unmäßigkeit und Trunkliebe begleitet ist, ging an mir vorüber; die kräftigsten Männer sah ich als Soldat an den Folgen des Branntweintrinkens ein frühes Ende finden — ich sah Die, welche sich demselben mit Leidenschaft hingaben, von dem Säuferwahnsinn ergriffen werden, in Jammer und Elend dahinsiechen und in Verzweiflung, ja in Wuth

und Raserei dahinsterben. Nicht selten war ich Zeuge, daß ein unüberlegtes Wort, das der Wein gab, Anlaß zum heftigsten Streite, zur langjährigen Feindschaft oder zu tödtlichen Duellen wurde. Von Allem dem blieb ich frei, blieb gesund, blieb immer ruhig, blieb mir immer gleich. Diese Ruhe, diese beständige Gleichmäßigkeit meines Charakters machte auf Alle meiner Nähe einen mir sehr günstigen Eindruck; aber diese Eigenschaften waren eben die Frucht jener Festigkeit, mit der ich mein Gelübde hielt, und nicht ruhte und rastete, bis ich die verderbliche Lüsternheit in mir völlig überwunden. Dieß war der Anfang einer Selbstbeherrschung, die nach und nach sich auch die Unterwerfung aller andern sinnlichen Triebe, als des Zornes, der Wollust und Trägheit erzwang. Nur ein mäßiger Mensch und nur er kann die edle Tugend der Keuschheit bewahren; ein unmäßiger, der Völlerei und Trunkenheit ergebener, wird sicher früh oder spät in das schändliche Laster der Unreinigkeit fallen. „In der Trunkenheit ist Geilheit," spricht der Apostel. Das mußte ich an Andern gar oft wahrnehmen. Und wie mein Leib durch die beständige Mäßigkeit in Speise und Trank immerdar gesund, kräftig, zu allen Beschwerden tüchtig ward, eben so erhielt sich auch mein Geist durch sie frisch, licht, heiter und muthvoll. Allmählig begann der Spott über mich unter den Matrosen und Soldaten zu verstummen; schon die Festigkeit, womit ich meinen Vorsatz hielt und nie Wein oder sonst ein geistiges Getränk zu mir nahm, imponirte sie, und sie bewiesen dem Offiziere, „der nie Wein oder Grog trank und nie fluchte" (auch das verabscheute ich) eine Achtung, die nicht blos seinem Range

galt. Schwierige Unternehmungen, die Kaltblütigkeit, Wachsamkeit und Ueberlegung und Geistesgegenwart erforderten, wurden meist mir anvertraut und der Commandant hatte nie Ursache, sein Zutrauen zu mir zu bereuen. Daß mich die Enthaltsamkeit von jenem Kreuze erlöste, auf das mich meine Lüsternheit geschlagen, daß sie mich einstmals von dem Tode rettete, den mein Feind mir geschworen, wird im Laufe dieser Erzählung vorkommen. Ich hatte mit Schmerzen ausgesäet, mit Freuden sollte ich einerndten. Doch wie groß diese Vortheile, dieser Segen war, den weise und standhafte Mäßigkeit mir für Leib und Seele verschaffte, — was waren sie gegen jenen Frieden, der durch sie in mein Herz kam, gegen das Gefühl, Gott das Versprechen gehalten, das Joch einer schändlichen Sünde zerbrochen und die Siegeskrone in schweren Kämpfen errungen zu haben! Gewiß, ich habe mein Gelöbniß nur durch Gottes Gnade halten können. Ihm sey der Dank und die Ehre dafür! Aber ich bin überzeugt, daß Er, nachdem ich mit dieser Seiner Gnade mitgewirkt, mir in Seiner unendlichen Liebe noch viele andere zum Theil mir ganz unbewußte Gnaden gegeben hat. Der weitere Verlauf dieser Erzählung wird es klar herausstellen, daß ich nur durch die besondere Huld, durch den besonderen Schutz des Allerhöchsten einer Reihe von großen Gefahren entgangen und wunderbar geleitet worden bin. —

Viertes Kapitel.

Der Amtmann und sein Schreiber — Die Anklage und meine Vertheidigung.

Nachdem ich also zu Gott gerufen und Ihm mein Gelübde gemacht, ward es mir leichter; es schien mir ja doch nicht möglich, daß ich ohne Verhör und Vertheidigung sollte verurtheilt werden; war der Amtmann nur ein wenig gerecht und billig, so mußte er mich freilassen. Aber eitle Hoffnung! es kam anders, ganz anders, als ich erwartet hatte. Viel zu wenig kannte ich noch den Menschen und die Gerechtigkeitspflege meiner Zeit.

Zwei Tage saß ich in dem Loche; Niemand ließ sich sehen, als der Scherge, der mir meine Nahrung — Brod und Wasser — brachte und mir auf keine meiner Fragen eine Antwort gab. So hatte ich Zeit genug, meinem Grame und meinen Gedanken nachzuhängen — wahrlich eine traurige Beschäftigung! Am dritten Tage hörte ich in der Frühe ganz in meiner Nähe auf einmal ein Gemisch von zarten Stimmen, dazwischen den Baß eines bejahrten Mannes; ich horchte auf, und erkannte bald, daß mein Kerker neben einer Schule liegen müsse, und so war es auch; nur ein schmaler Gang trennte beide. Ich konnte die Schule freilich nicht sehen; das einzige zerbrochene Gitterfenster war viel zu hoch, um den Gefangenen eine Aussicht zu gestatten; aber durch die offenen Scheiben vernahm ich klar und deutlich jedes Wort. Der Lehrer hielt seinen Kindern — selt-

sam genug — eben eine Katechese über das siebente Gebot in sehr kräftiger origineller Weise; allein dieselbe verwandelte sich bald in ein förmliches Verhör und Gericht, als einer der Knaben seinen Nachbar laut anschuldigte, er hätte ihm gerade eine „Backnudel" aus seinem Schulsacke gestohlen. Der Angeklagte widersprach, der Kläger rief Zeugen auf, der Lehrer untersuchte und fand richtig das corpus delicti, die Nudel, in der Tasche des Diebes. Nun begann der Lehrer mit dem ganzen Ansehen beleidigter Würde dem Schuldigen die Strafpredigt zu halten, daß er es unverschämter Weise gewagt, gerade zu der Zeit, wo er gewiß auf das Eindringlichste und Beste das siebente Gebot ausgelegt, einen Diebstahl zu begehen, und bestimmte ihm zur Strafe einen Schilling, der ihm trotz alles Bittens und Weinens sogleich aufgemessen ward. Der Lehrer zeigte pädagogischen Takt, als er ihm nach der Strafe vorhielt: „Balthes, du hast gestohlen, weil du lüstern und naschhaft warst; so du deine Lüsternheit und deine Begierlichkeit nicht im Zaume hältst, wirst du noch öfter stehlen, noch schwerer gestraft werden, und zuletzt um Ehre, ja um Leib und Leben kommen!"

„Der Lehrer hat Recht," dachte ich; „Balthes! nimm dir die Lehre zu Herzen; ich bin auch ein warnendes Beispiel, wohin Lüsternheit und Gaumenlust führen." Der Balthes drüben hob bitterlich zu weinen an und verhieß die ernstlichste Besserung.

„Wollen's sehen," erwiederte der Lehrer und befahl ihm, sich auf den Boden zu knieen; „jetzt Kinder," fuhr er, zu den übrigen Schülern sich wendend,

fort: „jetzt, Kinder, sagt mir den Denkspruch vom siebenten Gebote langsam und deutlich auf!“

Und die Kinder sprachen halb singend:

Thu' nicht nach fremdem Gut verlangen,
Streck' darnach deine Hand nicht aus,
Sonst werden dich die Schergen fangen
Und führen dich in's Züchtlingshaus!
Sieh', mancher Dieb — o welch ein Graus!
Ach, stirbt am Galgen aufgehangen!

Der Schluß der schulmeisterlichen Poesie wollte mir, aufrichtig gesagt, gar nicht gefallen und machte mich etwas schwermüthig. Ein Dieb war ich freilich nicht, aber des Diebstahls doch angeklagt und verdächtig. War es nun das Erstemal, daß ein Unschuldiger für schuldig erklärt und als solcher auch bestraft ward? Wie mancher mochte nicht unschuldig gehängt worden seyn? Dieß war für mich ein schlechter Trost; Trübsinn und Niedergeschlagenheit, diese bösen Geister, packten mich ärger als zuvor; mit Sehnsucht sah ich meinem Verhör entgegen, fiele es auch aus, wie es wolle. Ungewißheit, die peinigende, hatte dann jedenfalls ein Ende, und ich wußte, woran ich war.

Deßhalb dankte ich Gott, als Tags darauf gegen Mittag der Scherge erschien und mir gebot, ihm in das Amtszimmer zu folgen; dort würde ich verhört werden. Ich suchte mich möglichst zu sammeln und trat pochenden Herzens in das Gerichtslokal, einen furchtsamen Blick auf den Amtmann werfend, in dessen Händen mein Geschick nun lag. Der saß im Schlafrocke da, von Akten umgeben, gravitätisch auf seinem hochgepolsterten Stuhle, wie ein König

auf seinem Throne, auf der rothen Nase ein mächtiges Augenglas, vor sich eine große Tabakdose und eine Flasche Wein. Sobald ich Letzte ersah, ward mir übel zu Muthe; was wohl war von einem Justizbeamten zu erwarten, der Vormittags schon Wein trank? Einige Schritte weiter von ihm saß ein Schreiber, ein listiges, mageres Gesicht, in dem Grade bleichgelb, als sein Herr hochroth. Ich verbeugte mich tief mit allem Anstande.

Der Amtmann trank zuvor, dann warf er einen wilden Blick auf mich und rief zornig: „So jung und doch schon ein Dieb!"

„Gnädiger Herr, ich bin kein Dieb! im Gegentheile bin ich —

„Was," schrie mir der Amtmann entgegen, „kein Dieb? Du Schelm, wir haben's ja schwarz auf weiß. He, Schreiber, leset ihm doch einmal sein Signalement vor, wie's in der Ausschreibung von Pforzheim steht."

Der Schreiber las die Beschreibung einer Person, Namens Bernard Foll, herab, die dem Heidelberger Burschen auf's Haar glich. Demselben war auch ich, was Alter, Wuchs, Farbe des Gesichtes, der Augen und Haare belangt, überaus ähnlich, und jetzt trug ich sogar sein Gewand.

„Nun bist du nicht vom Fuß bis zum Kopf getroffen? Kamerad, willst du länger noch läugnen, daß du ein Dieb bist?" fuhr der Amtmann fort.

Ich rang, meiner Bestürzung Meister zu werden; ich betheuerte wiederholt, ich sey kein Dieb, sondern ein Student, der, statt zu stehlen, selber bestohlen worden sey, und zwar von —

„Was, du willst den Stiel umkehren? welche Unverschämtheit! hältst du uns für Dummköpfe?" zürnte der Amtmann; „wart' Bürschlein, ich will dir's Maul stopfen!" Und er winkte dem Schergen, der mich herabgeführt, und dieser brachte die Fläschen, die der Heidelberger mit mir auf dem Berge geleert, und dessen Ränzlein.

„Trinkt das Gesindel gar Hochheimer! wartet nur, ich will ihn Euch schon versalzen," schalt der Amtmann und nahm seinerseits einen tüchtigen Schluck. „He, Mathis, zeigt doch dem Schelmen, was ihr im Grunde des Ränzleins gefunden habt."

Der Scherge that, wie ihm geheißen, und brachte mehrere Schlüssel, Dietriche und andere Werkzeuge, offenbar zum Einbruche bestimmt, aus dem Ränzlein heraus und legte sie vor mir auf den Tisch. Da ward ich bleich wie die Wand, kaum konnt' ich mich aufrecht halten vor Schreck und Zorn. Jetzt begriff ich die Gefahr, die mich bedrohte, in ihrer ganzen Größe; zugleich aber erkannte ich auch die schändliche Niedertracht, die der sogenannte Heidelberger an mir begangen. Nicht genug! die Schergen rissen mir nun auch den Rock vom Leibe, untersuchten ihn und fanden in dem Unterfutter zwei goldene Ringe und ein Goldstück eingenäht, deßgleichen einen falschen Paß.

„Nun, das sind wohl lauter Dokumente seiner Ehrlichkeit?" höhnte der Amtmann; „was sagt er dazu? gesteht er jetzt, daß er der Dieb ist?"

Ich rang entsetzt die Hände; ich wollte reden und konnte nicht; ein fürchterlicher Schrei des Schreckens und des Jammers war der einzige Laut, der in diesem Augenblicke unwillkürlich über meine Lippen

drang, war der Angst- und Schmerzensruf: „Wie, ich ein Dieb! ein Dieb?"

„Hört Ihr, Schreiber, Delinquent gesteht, daß er der bezeichnete Dieb sey, und alle die bereits bemeldeten Diebstähle und Einbrüche verübt habe. Wir wollen uns etwas kurz fassen; nehmt das Protokoll auf und schicket Euch! es wird bald Mittag, ich habe Hunger, dann seyd Ihr mein Gast."

Der Schreiber tummelte sich, daß die Feder flog; in der Meinung, ich hätte auch ein Recht zu reden, da über mich ein Protokoll sollte abgefaßt werden, hob ich öfters an, und wollte dem Amtmann den ganzen Sachverhalt, namentlich das mir so verderbliche Zusammentreffen mit dem Heidelberger, darlegen. Allein der Amtmann unterbrach mich jederzeit mit Schmähungen, und gebot mir Stillschweigen. Als nun der Schreiber das Protokoll aufgesetzt hatte und mir dasselbe vorlas, lieber Himmel, was mußte ich da nicht hören, was hatt' ich da nicht Alles begangen! — Drei Diebstähle, Widersetzlichkeit gegen das Gericht, Betrügereien aller Art, Verfälschung eines Passes, Ausbruch aus der Haft — dieß Alles ward mir darin zur Last gelegt.

„Unterschreib' nun!" herrschte mir der Amtmann zu; der Schreiber bot mir die Feder und legte mir das Protokoll zur Unterschrift hin. That ich das, so bekannte ich mich aller darin aufgeführten Verbrechen für schuldig und der Tod war mir dann näher, denn das Leben.

Aber jetzt hatte meine Geduld ein Ende; der Wurm, wird er getreten, krümmt sich. Empört über die maßlos schlechte und schändliche Justizpflege, schleu-

derte ich die Feder weg, zerriß das Protokoll, und warf die Fetzen davon dem Amtmann vor die Füße mit den Worten: „Das ist meine Unterschrift! wie, Ihr wollt ein Gerichtsbeamter seyn? ein Trunkenbold seyd Ihr! ein Mörder der Unschuld!“

Sprachlos vor Erstaunen und Wuth stand der Amtmann einige Augenblicke da; dann brach er wie rasend los. „Mathis,“ schrie er dem Schergen zu, „packe den Schelm und hau' ihn bis auf's Blut!“

Ich aber kam ihm zuvor, ergriff rasch die Weinflasche und zerschlug sie auf dem Schädel des auf mich zustürzenden Schergen, so daß dieser betäubt und erschrocken zurücktaumelte. Jetzt fiel mich rücklings der Schreiber an — dem warf ich das Tintenfaß in's Gesicht, daß ihm die Tinte über Stirne und Augen herabfloß, und schleuderte ihn dann an die Wand. Hierauf wollte ich auf den Amtmann los und den bearbeiten; der aber lief, was er laufen konnte, unter dem Geschrei: „Mörder! Mörder!“ zum Zimmer hinaus, Mathis und der Schreiber ächzend ihm nach. Ich war auf das Aeußerste erbittert, auf das Höchste gereizt, und beschloß, mein Leben theuer zu verkaufen. Der Scherge hatte seinen Degenstock zurückgelassen; den nahm ich, zog die Klinge, und gedachte aus der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung Vortheil zu ziehen und rasch zu entfliehen. Allein dazu war es bereits zu spät. Zwei Schergen, Jeder in der einen Hand einen hochgeschwungenen Säbel, in der andern eine gespannte Pistole, traten jetzt in das Gerichtszimmer und drohten mir, mich augenblicklich niederzuhauen oder niederzuschießen, wofern ich im Mindesten mich

widersetzen oder weigern würde, mich in den Kerker zurückzubegeben.

Doch ich gab mich nicht sogleich; ich stellte mich an die Wand und rief ihnen zu: „Kommt nur, ich fürcht' Euch nicht; eh' Ihr mich zwingt, setzt's Mord und Tod!" Und ich schwang die Klinge drohend und schwur, mich zum letzten Tropfen Blutes zu vertheidigen.

Die Schergen schauten sich betroffen an, gaben mir gute Worte, und baten mich, wieder in den Kerker zu gehen. Unter der Bedingung, daß sie mich mit keinem Finger berührten, sondern mir eine ordentliche, billige und gerechte Behandlung zusicherten, willigte ich ein. Das sagten mir die Schergen zu, und nun begab ich mich in mein Gefängniß, von ihnen in ehrerbietiger Entfernung begleitet.

Jetzt, nach vierzig Jahren, erkenne ich wohl, daß mein Benehmen gegen den Amtmann und seine Gehilfen großen Tadel verdiente. Hatte ich aber Unrecht gethan, so trug ich gewiß die Schuld nicht allein. Wer meine Jugend, meine Angst, mein empörtes Gemüth erwägt, und dann die maßlose Schlechtigkeit jenes Gerichtes in Betracht zieht, wird wenigstens einige Entschuldigung für mich finden.

Fünftes Kapitel.

Kleinmuth — Susanna und Tröstung.

In meinem Loche kam ich erst nach langer Zeit zur Ruhe. Ich sah wohl ein, daß ich jetzt meine Lage auf das Höchste verschlimmert, ja sie fast hoffnungslos gemacht hatte. Mir stand, das konnt' ich mir nicht verhehlen, der Tod näher als das Leben; sie hatten, es war nicht zu läugnen, den Schein für sich und gefährliche Indicien wider mich, die freilich bei einer gerechten, verständigen Untersuchung in Nichts zerflossen wären. Aber sie hatten das Schwert in Händen, und ich hatte es geschärft! Aber wie traurig und bitter auch jene Erwägungen waren, es reute mich doch nicht, jenen ungerechten Männern also mitgespielt und ihnen den Fuchsbalg etwas ausgeklopft zu haben. Ich hatte keine andere Hilfe, als von Gott zu erwarten; zu Ihm rief ich von ganzer Seele, und Seine Gnade war es, daß auf einen so stürmischen Tag ein ruhiger Schlummer mich erquickte.

Des andern Tages erwachte ich verwundert über den gesegneten Schlaf; es war ein herrlicher Herbstmorgen. Durch das Fensterlein meines Kerkers goß die Sonne mild und tröstend ihre goldenen Strahlen; die Vögel sangen, und hie und da kam eines von diesen lieben Thierlein an das Gitter geflogen, als wollt' es mir einen guten Morgen bieten. Da ward ich wieder traurig, und Flügel wünschte ich mir, wie die Vögel zu haben. Ich rechnete nach: bereits saß ich vier Tage und konnte jetzt schon in

Köln seyn, und wie nahe an Köln lag nicht Antwerpen, wo der gütige reiche Oheim meiner harrte! Statt dessen saß ich hier in einem schändlichen Loche, der ärgsten Verbrechen angeklagt, und in großer Gefahr, nicht blos die Freiheit für immer, sondern vielleicht sogar das Leben selber zu verlieren! Und ich war noch so jung, so gesund! ich hatte das Leben erst gekostet, und es lag vor mir wie eine reizende, mit den duftendsten Blüthen und Blumen geschmückte Aue, und ich war unschuldig, ganz unschuldig! Da ward es mir so wehe um das Herz; schmerzlicher Kleinmuth befiel mich, und so licht und fröhlich es draußen war, so trübe und elend ward es in meinem Innern; fast meint' ich, es hätte der Herr mich verlassen.

Aus diesem trüben, peinvollen Sinnen weckte mich die Unruhe der Nachbarschaft, der Schule; der schnarrende Baß des Lehrers ließ sich wieder in voller Stärke hören; laut und fröhlich, ein Chor muthwilliger Vögelein, ertönten die Stimmen der Knaben und Mädchen. Der Lehrer gebot Stille und befahl, die Lesebücher hervorzunehmen. Es ging nun an das Lesen; ich horchte auf; die Kinder lasen aus der biblischen Geschichte die Prüfung der Susanna. Susanna! wie zuckte ich bei diesem Namen auf! er schien mir neues Leben zu geben; war sie denn nicht auch gleich mir das Opfer der Lüge und Bosheit? sie wurde durch Gottes Vorsicht so wunderbar errettet, die Verläumder beschämt und bestraft. Durfte denn nicht auch ich, wie sie, den Schutz Gottes, Offenbarung meiner Unschuld und Erlösung aus den Banden hoffen? Wie sehnlich, wie genau merkte ich nicht auf alle Worte der wunderschönen Geschichte, es war

ja jedes in Trost für mich getaucht. Wie hallte nicht Susanna's Klage in meinem Herzen wider! Ich rief gleich ihr zu dem Herrn: „Ich bin bedrängt bis zum Tode!" Thränen flossen mir aus den Augen, als ein Mädchen mit gerührter Stimme auf den Befehl des Lehrers das Liedlein sang:

„Susannelein, Susannelein,
„Was thust du gar so weinen?
„O fürchte Nichts: du bist ja rein!
„Die Hilf' wird gleich erscheinen!
„Es schickt dir Gott den Daniel,
„Der niederwarf den Götzen Bel."

„Der stellt die Fragen fein und klug;
„Die Alten sind gefangen!
„Was nützt Euch Euer Lug und Trug,
„Ihr bösen, alten Schlangen?
„Die Unschuld habt Ihr schwer gekränkt,
„Jetzt werdet Ihr dafür gehenkt!

„Das Volk, das ruft voll Freude aus:
„Unschuldig ist Susanna!
„Und führt voll Ehren sie nach Haus
„Und ruft ihr ein Hosanna!
„Drum Unschuld zage nimmermehr
„Denn dich beschützt mit Macht der Herr!"

Es sind jetzt wohl an vierzig Jahre seitdem vergangen; aber keinen Buchstaben des Liedes hab' ich vergessen; so lebendig, so mächtig war der Eindruck, den dieß einfache, schmucklose Lied auf mich machte. Es erhob mich in wunderbarer Weise, und ich glaubte nicht anders, als Gott hätte mir durch den Mund des Mädchens Trost zurufen, und durch die Rettung Susanna's mir gleichsam auch meine Erlösung im Vorbilde andeuten wollen. Ich glaube

auch heute zu Tage nicht anders; ein vielfach bewegtes Leben hat mich überzeugt, daß in Wahrheit eine weise, väterliche Vorsehung das Größte wie das Kleinste auf Erden leitet, daß ohne ihren Willen kein Haar von unserm Haupte, kein Sperling vom Dache fällt, daß denen, die auf Gott trauen und Ihn lieben, Alles, auch das Widrigste zum Besten gereichen muß. In diesem Glauben fand ich damals, finde ich noch jetzt meine Ruhe und Stärke. Ich übergab mich mit vollem Vertrauen in die Hände Gottes, und meinte, so oft die Kerkerthüre aufginge, meinen Retter, meinen Daniel, eintreten zu sehen. Bis jetzt zeigte sich nur der Scherge, Stoffel genannt. Meine Furcht, jetzt mit recht ausgesuchter Bosheit von dem Amtmanne und seinen Knechten behandelt zu werden, zeigte sich grundlos; im Gegentheil, der Stoffel bewies mir eine Art von Respekt, wohl die Frucht meines kräftigen, entschiedenen Auftretens im Gerichtszimmer. Denn nur durch Muth und Stärke allein vermag man sich bei Leuten seines Schlages in Ansehen zu setzen. Dieß hatte ich mir gemerkt und nahm gegen ihn einen barschen, gebieterischen Ton an, den er sich ohne Widerrede gefallen ließ. Als ich eines Tages recht verdrüßlich fragte, wann endlich einmal meine Sache ausginge, und was die Schuld daran sey, daß mir das Urtheil so lange nicht gesprochen würde, entgegnete er mir lachend: „Schuld seyd Ihr selber; der Mathis liegt noch im Bette voller Pflaster auf dem Kopfe, und der Schreiber sieht auf dem rechten Auge nimmer, wo ihm die Tinte hineingekommen ist. Und allein kann der gnädige Herr auch Nichts machen. Aber Ihr seyd mit den Leuten auch

gar zu grob umgegangen. So was hab' ich mein Lebtag nicht erhört. Euern Fäusten sähe man es eben nicht an, daß Ihr herumschlagen könnt, wie ein Samson."

Das war schlimm und gut zu gleicher Zeit; hatte ich den Vortheil, mich in Ansehen gesetzt zu haben, so war es anderseits mein größter Schade, die mir ohnedem abgeneigten Gewalthaber so empfindlich gereizt, ja zu meinen unversöhnlichen Feinden gemacht zu haben. Von da her war mir das Allerärgste gewiß; und doch, ich verzagte nimmer; seitdem mir die Geschichte Susanna's in auffallender, rührender Weise vor Augen gestellt worden war, hatte ich an meiner Rettung nicht den mindesten Zweifel; mein Daniel, das wußte ich, würde auch noch zu seiner Zeit erscheinen. Freilich, er blieb etwas lange aus; aber er kam doch, freilich in ganz anderer Gestalt, als ich erwartet hatte. Allein Gott bedient sich in seiner Weisheit oft ganz eigener Mittel und Werkzeuge, die zu erretten, welche Er retten will. Und nebenbei gesagt, ich war erkoren, in ungleich höherem Sinne der Daniel meines Daniel zu werden.

Sechstes Kapitel.

Freundschaft im Kerker — Leopold — Flucht — neue Leiden — Lager und Krieg.

So verflossen weitere acht Tage und die Ungeduld, womit ich der endlichen Entscheidung meines

Geschickes entgegensah, ward immer größer. Eines Morgens brachte mir ein ganz fremder Geselle statt des Stoffels meine Nahrung. Auf die Frage, warum der Stoffel nicht käme? gab er mir zur Antwort: „Er liegt krank; es ist ihm gegangen, wie dem Mathis!" Des Abends hörte ich dicht neben der Mauer, woran ich lag, Lärmen und Geschrei; sie schleppten einen Gefangenen herauf, und sperrten ihn ein in der Kammer neben mir, einem wo möglich noch scheußlicherem Loche, als das meinige. „Armer Schelm," dachte ich mir, „was wirst du angefangen haben und wie wird es dir ergehen!" Ich erkundigte mich des andern Tages bei dem neuen Schergen, wer denn mein Nachbar sey, erhielt aber die Antwort: „Ihr braucht es nicht zu wissen!"

Am dritten Tage gegen Abend hörte ich an der Mauer Geräusch und Mörtel und Mauerstücke herabfallen; bald lösete langsam sich ein Stein ab und eine Oeffnung ward sichtbar. Ich wollte die Sache eben genauer untersuchen, als eine Stimme aus dieser Oeffnung heraus mir leise zurief: „Guten Abend Herr Nachbar!"

„Guten Abend gleichfalls!" entgegnete ich verwundert und trat näher. „Aber, was wollt Ihr da?"

„Die Ehre Euerer Bekanntschaft machen," fuhr die Stimme weiter fort; „ich hätte mir längst die Freiheit genommen, Euch als Nachbar meine Visite zu machen; aber leider ist zwischen uns Beiden keine Thüre, sondern eine hartnäckige Mauer, und dieß fatale Hinderniß zu überwinden, kostete einige Zeit und Mühe. Doch unverdrossener Fleiß überwindet Alles, und so gelang es mir, zwar keine Thüre, doch wenigstens

eine Oeffnung zu machen, die groß genug ist, daß wir von Angesicht zu Angesicht uns gegenseitig kennen lernen. Wie gesagt, ich schätze es mir zur größten Ehre, Euere Bekanntschaft zu machen, und ich bin von aufrichtiger Hochachtung gegen Euere Person erfüllt."

Ich horchte auf und wußte anfänglich nicht, was ich auf so schmeichelhafte Reden antworten sollte. Endlich sagte ich: „Ihr seyd sehr höflich; darf ich aber fragen, wie ich zu der Werthschätzung komme, die Ihr mir so unverdienter Maßen erweiset?"

„Mein Gott! als ob nicht Euer Ruhm weit und breit im Franken- und Hessenlande verbreitet wäre! habt Ihr doch in dem Gerichtszimmer dahier eine Attaque gegen den Amtmann, den Schreiber und das übrige Gesindel so glorreich und tapfer ausgeführt, und sie auf das Haupt geschlagen, wie der Preußenkönig die Franzosen bei Roßbach. Weit und breit erzählt man sich davon. Mir hat das Herz im Leibe gelacht, als ich es hörte. Wollte Gott, ich wäre dabei gewesen! ich hätte mit Euch die Schelme von Beamten windelweich gedroschen! Pilatus und Judas sind Engel gegen den Amtmann und sein Personal."

„Aber, Herr Nachbar, darf ich fragen, wer Ihr seyd?" unterbrach ich ihn.

„Wer ich bin? ich? das ist nicht sogleich auf einmal gesagt, und Ihr fragt etwas zu viel! Wer ich bin? Kurios! ich weiß selber nicht, was ich *jetzt* bin! Allein, ich kann Euch sagen, was ich *war*: nämlich erstens der Sohn eines Schullehrers, dann ein Student, dann ein Maler, dann ein Pionier, dann ein Musikus, dann ein Bilderkramer und —

„Und was seyd Ihr jetzt?“

„Kurios! ich weiß es selber nicht, ich würde es Euch sagen, wenn ich es wüßte. Allein ich glaube der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wenn ich sage: Ich bin dermalen Nichts.“

Trotz meines Elendes mußte ich dennoch lachen; mein Nachbar stimmte mit ein.

„Aber sagt mir doch wenigstens, wie kommt Ihr denn hieher?“ hob ich dann wieder an.

„Auf eine ganz unschuldige Weise,“ erwiederte er; „ich ziehe dermalen im Lande umher, verkaufe Bilder und eine Salbe, die gegen wehe Augen und Höhneraugen zu gleicher Zeit helfen soll, spiele hie und da auf oder singe, und verdiene mir, Gott weiß es, mein Brod auf ehrliche Weise. Da kam ich vor drei Tagen in das Wirthshaus nach Dettingen, spielte auf, verkaufte und nahm so etwas Geld ein. Wie ich nach der Arbeit ruhte und mir meine Kanne Wein behagen ließ, setzten sich zwei Männer zu mir, ein Jäger und, wie ich später erfuhr, der Scherge Stoffel von Alzenau, tranken mit mir und verlockten mich zum Spiele. Das verwünschte Spiel! wie oft hab' ich es nicht verschworen! Wir spielten also; ich hatte Unglück über Unglück; aber, Herr Nachbar, ich habe ein scharfes Auge und gab Acht; da merkte ich bald, daß ich heillos betrogen ward, und die Schelmen mit falschen Würfeln spielten. Den Schergen, den Stoffel, erwischt' ich auf der That. Was sagt Ihr dazu, wenn ein Gerichtsdiener selbst stiehlt und betrügt? Ich warf ihm die Würfel in das Gesicht und gab ihm eine Maulschelle dazu. Nun ging es an; der Jäger und der Scherge fielen über mich her: aber sie

waren über den Unrechten gekommen. Bald lag der Eine unter dem Tische, der Andere vor der Thüre. Allein viel Hunde sind des Hasen Tod. Auf ihr Schreien und Lamentiren kamen der Wirth und die anwesenden Bauern ihnen zu Hilfe, und so mußt' ich, obgleich ich mich nicht wie ein Hase, sondern wie ein Löwe wehrte, unterliegen. Sie banden mich und lieferten mich hieher. In Gottes Namen! sie sollen nicht lange die Freude haben, mich hier zu sehen. Herr Nachbar! ich geb' Euch mein Ehrenwort, nicht einen Augenblick werd' ich hier länger bleiben, als es unumgänglich nothwendig ist."

Der naive Schluß machte mich neuerdings heiter. „Ich glaub' es Euch auf's Wort, sprach ich lächelnd, Ihr werdet sicherlich hier nicht länger bleiben, als es gerade nöthig ist. Allein erlaubt mir die Frage, wie lange wird diese Nothwendigkeit dauern? wie lange gedenkt Ihr wohl, dahier zu bleiben?"

„Ei, ich bleibe so lange, bis ich gehe!" war die Antwort.

„Auch das glaub' ich Euch; allein das Gehen hat seine Schwierigkeit, wenn die eine Thüre zugesperrt und die andere verriegelt ist," wendete ich ein.

„Nun, so geh' ich durch das Fenster."

„Was? durch das Fenster? habt Ihr denn Flügel?"

Der Nachbar legte sein Gesicht dicht an die Oeffnung, und schaute mich mit seinen hellen blauen Augen lange forschend an. „Euch, Euch, das seh' ich, darf ich schon trauen," begann er, „und ich will Euch frischweg Alles sagen. Flügel hab' ich nicht und Flügel brauch' ich nicht; aber Hände hab' ich, Füße hab' ich, und dazu meinen Verstand, und ein

ordentlich Messer, das ich glücklicherweise vor den Schelmen verborgen habe. Herr Nachbar! ich bin nicht von Gestern, und bin in meinem Leben schon mit allerlei Nöthen und Kümmernissen beschwert gewesen. In jungen Jahren schon hab' ich mit dem Carcer und seinen Anhängseln Bekanntschaft machen und viel Trübsal einschlucken müssen; allein mit Gottes Hilfe habe ich mich allezeit wieder herausgerissen. Denkt Euch, ich bin Schlosser, Pionier, Student gewesen — da lernt man Etwas. Ein kleines Pröbchen meiner Kunst habt Ihr heute schon gesehen — er wies bei diesen Worten auf die Oeffnung —. Seyd überzeugt, ich kann noch Mehr."

Das Alles hatte er in einem so muthigen, ja zuversichtlichen Tone gesprochen, daß ich von meiner anfänglichen Vermuthung, seine Rede sey nur Prahlerei, zurückkam und geneigt war, ihm Glauben beizumessen. Wir kamen weiter in das Gespräch, und ich erzählte ihm den Schelmenstreich des sogenannten Heidelberger und die Niedertracht der Gerichtsbeamten. Da fuhr mein Nachbar im höchsten Zorne auf, und äußerte, er habe in seinem Leben gar viel Schlechtes schon gehört; allein eine Schurkerei der Art sey ihm doch noch nie vorgekommen. Käme ihm dieser Bursche einmal in die Hände, so dürfe er Gott danken, wenn er noch ein Härlein auf dem Schopfe und ein gesundes Flecklein am Leibe davon brächte. Die Annäherung des Schergen, der mit der Abendsuppe, d. h. mit Brod und Wasser, erschien, unterbrach das weitere Gespräch. Mein Nachbar — er nannte sich Leopold — gab mir eilends die Hand und eine gute Nacht, und schob den Stein so geschickt vor die Oeff-

nung, daß auch ein scharfes Auge davon nichts merken konnte.

Von nun an kamen wir täglich an diesem Fensterlein, wie es Leopold betitelte, zusammen und vergnügten uns mit herzlichen heiteren Gesprächen. Ich lernte in meinem Nachbar ein reichbegabtes tüchtiges Gemüth kennen, und sein Lebenslauf glich in mancher Hinsicht dem meinigen. Schon als Knabe hatte Leopold in Folge der Ränke einer bösen Stiefmutter das Vaterhaus verlassen müssen, und dann mit Sorgen aller Art das Studiren begonnen. Ein alter Oheim, Maler und Musiker zugleich, war dann des talentvollen, aber leichtsinnigen Neffen Stütze geworden, und hatte ihm Tüchtiges in diesen Künsten beigebracht. Aber er starb zu frühe für den frischen, lebenslustigen Jüngling; bald nach ihm trug man auch den Vater zu Grabe, der ihm bisher eine, wenn gleich schwache Hilfe gewesen.

Leopold stand nun allein; ohne Freund, ohne Rathgeber, lebensfroh und jung, ohne das mindeste Vermögen gerieth er auf Abwege. Eine Zeitlang zog er als Maler umher, und ließ sich von preußischen Werbern bereden, Kriegsdienste anzunehmen. In der Schlacht bei Collin von den Oesterreichern gefangen, fand er Gelegenheit, zu entrinnen und nun trieb er sich als Musiker, bald als Schreiber und Bilderhändler im Reiche umher. Ein solches Leben war freilich nicht geeignet, einen kräftigen und von Natur aus leichtsinnigen Jüngling auf der Bahn des Guten zu erhalten. Wie er selber in späteren Jahren seinen Leichtsinn bereute, werden wir in der Folge hören. Aber vor schwerem Falle schützte ihn seine angeborne

Herzensgüte und die Huld des Höchsten vor Allem. So glich Leopold einem Apfel, der, wenn gleich äußerlich von der Fäulniß berührt, in dem inneren Kerne doch noch frisch und unverdorben ist.

Gleiche Neigung, gleiches Alter, gleiches Schicksal führen die Herzen schnell zu einander. Bald waren ich und Leopold aufrichtige Freunde geworden, und der Kerker hatte von nun an gar viel von seiner Bitterkeit für mich verloren. Leopold arbeitete angestrengt und dabei mit aller Vorsicht an seiner Befreiung; aber bei dem Mangel an geeigneten Werkzeugen kam er nur langsam vorwärts. Wie erstaunte ich nicht, als er eines Abends vier Steine nacheinander aus der Mauer hob und, behende durch die erweiterte Oeffnung schlüpfend, wie vom Himmel gefallen vor mir stand! Er umhalsete mich in stürmischer Freude und rief: „Bruder, freue dich! in wenigen Tagen sind wir frei!"

„Du schon; aber ich?" —

„Auch du, Lorenz; es sind alle Anstalten bereits dazu getroffen; ohne dich gehe ich nicht!"

„Ich gestehe dir, Leopold, dieser Weg ist nicht nach meinem Geschmack; ich ginge lieber durch die Thüre, als durch das Fenster!"

„Das heißt, du willst warten, bis du von dem Herrn Amtmann, diesem Ausbunde aller Gerechtigkeit und Billigkeit, freigesprochen wirst? Bruder, im Ernste, hoffst du das wirklich? seit wann hat denn der Wolf das Lamm, das er gepackt hat, losgelassen? Trotz deiner Unschuld erwartet dich im günstigsten Falle doch nur lebenslängliche Zuchthausstrafe — oder vielleicht noch Aergeres! ist denn nicht deine

Pflicht, deine Ehre, dein junges, unschuldiges Leben zu erhalten? Fast möcht' ich glauben, es hat Gott mich daher in dieß Loch geschickt, um dich zu retten! Bruder, sey gescheidt, und folge mir!"

Leopold hatte nicht Unrecht; aber dennoch kam es mir im Gefühle meiner Unschuld schwer, sehr schwer an, gleich einem Verbrecher mittelst Ausbruch den Kerker zu verlassen, und mich so neuen und vielleicht noch größeren Gefahren preis zu geben. Aber es blieb keine andere Wahl; in wenigen Tagen hatte Leopold seine Vorbereitungen für unsere Flucht zu Ende gebracht. Wir warteten eine dunkle, stürmische Nacht ab; durch die Lücke, die Leopold in die Mauer zu mir herüber gebrochen, schob ich mich nicht ohne Mühe in seinen Kerker, fand hier bereits die Eisenstäbe des Gitterfensters durchfeilt, und ein Seil bereit, das Leopold aus seinem Hemde gedreht hatte. Dieser nahm das Gitter des Fensters bis auf eine Eisenstange hinweg, befestigte daran das Seil und ließ sich dann daran langsam und vorsichtig hinab. Glücklich erreichte er den Boden, nicht weniger glücklich war auch ich. Wer möchte meine Freude schildern! wie pries und dankte ich Gott! wie erhob ich nicht Leopolds Muth und Ausdauer!

Wir waren aber noch lange nicht gerettet; wir waren wohl aus dem Kerker, allein noch nicht aus der Gefahr. Die Dunkelheit der Nacht, die uns einerseits mit ihren schwarzen Fittigen deckte, verhinderte uns anderseits die rechte Richtung nach der H...... Gränze einzuschlagen, die uns bergen sollte. Weder Leopold noch ich kannten die Gegend hierum, und so kam es, daß wir bei der Finsterniß uns ver-

irrten und bei Anbruch des Morgens kaum eine Stunde von Alzenau entfernt waren — wahrlich ein böser Umstand. Schlimmer noch war es, daß wir bald wahrnahmen, man hätte in Alzenau unsere Entweichung über Erwartung schnell bemerkt. Von einer Höhe herab sahen wir deutlich Jäger, Schergen und andere Bewaffnete wie zu einer Streife ausziehen, wir hörten ferner Allarmschüsse. Da machten wir uns freilich eiligst auf die Füße, und flohen den Wäldern zu; diese gaben uns wohl zur Nothdurft Schutz, aber keineswegs Speise und Trank. Drei Tage und Nächte irrten wir gleich einem gehetzten Wilde in den Wäldern und Bergen umher und waren mehr als einmal daran, unsern Verfolgern, die von trefflichen Spürhunden unterstützt wurden, in die Hände zu fallen. Die Gränze war des Krieges halber stark von Soldaten und Werbern besetzt, und es schien uns zuletzt keine andere Wahl zu bleiben, als entweder uns von den Schergen und Jägern von Alzenau wieder fangen zu lassen oder uns auf gut Glück hin über die Gränze zu wagen, auch auf die Gefahr hin, von H...... Werbern daselbst zu Soldaten gepreßt zu werden. Wahrlich, schöne Aussichten!

In solcher Noth zeigte Leopold eine Seelenstärke, eine körperliche Kraft und Ausdauer, die mich in Erstaunen versetzten. Er war es, der meinen sinkenden Muth belebte, mich durch heitere Gespräche und Einfälle wieder aufrichtete und auf jede Weise bemüht war, mir die Mühsale unserer Lage zu erleichtern. Das Möglichste und Beschwerlichste nahm er auf sich; so schlich er sich in die Dörfer, um Brod zu holen, dessen wir so sehr bedurften, so hielt er Wache, damit

ich ruhen konnte; so brachte er eines Abends, als ich gänzlich ermüdet, das Haupt an die Wurzel einer Eiche gelegt, einschlafen wollte, eine Flasche Wein und bot sie mir freudig an. Mir kam der Verdacht, er hätte sie unerlaubter Weise genommen.

„Gott verhüte, Bruder, da sey ruhig! Ich fand in dem Grunde meiner Tasche ein Geldstück, höchst wahrscheinlich das Geschenk eines guten Engels. Damit kauft' ich die Flasche Wein. Aber trink! trink! das gibt Kraft!"

Meines Gelübdes eingedenk, wies ich den Wein zurück und gestand offen, weshalb. Leopold schaute mich lange und verwundert an. „Bruder," hob er an, „das ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Respekt vor dir, wenn du das Gelübde halten kannst! so etwas könnte ich allenfalls versprechen, aber nicht halten. Uebrigens kann ich allerdings allein schon mit der Flasche fertig werden!"

Aber er trank sie doch nur zur Hälfte. „Bruder," begann er nun, „ich habe meinen Theil getrunken, jetzt kommt die Reihe an dich!"

„Schönen Dank! du weißt, ich trinke keinen andern Wein, als den Gänsewein, und dort am Bache unten hab' ich mir diesen recht schmecken lassen."

„So ist es nicht gemeint, du hast Recht, man muß Gott sein Gelübde halten. Aber laß mich nur machen, und halte dich ruhig."

Bei diesen Worten zog er mir blitzesschnell die Stiefel ab und wusch mir die geschwollenen, hie und da schon wunden Füße. Umsonst war mein Abmahnen; er ließ sich diesen Liebesdienst nicht nehmen. Dann wünschte er mir eine gute Nacht und seine

Augen schloß bald ein Schlummer, so süß, als läg' er in den weichsten Kissen, und in völliger Sicherheit. Ich schlief nicht so gut, von übergroßer Ermüdung und Sorge umfangen, und ward frühzeitig wach. Ein dichter Nebel lagerte sich über Wald und Thal; nur mit mattem Glanze stieg die Sonne über die Berge hinauf, und hie und da fiel einer ihrer Strahlen auf die Thautropfen, womit die Erde übersät war. Alles verkündigte einen traurigen, kühlen, regnerischen Tag, und damit eine neue Mehrung unserer Bedrängniß. Und wahrlich, die war groß genug. Abgesehen von der beständigen aufreibenden Angst, den rachsüchtigen Verfolgern in die Hände zu fallen, hatten wir bereits sechs Tage ohne warme Speise, ohne Obdach, im Freien, in den Verstecken des Waldes und der Schluchten neben den Höhlen des Wildes zugebracht, und wenig geruht, desto mehr aber gelaufen, so daß uns die Beine aufschwollen und die Sohlen von den Schuhen fielen. Solche Anstrengungen und Entbehrungen hatten mich überaus geschwächt, und nur wenige Tage schien ich sie noch ertragen zu können; aber was dann? Daran mocht' ich gar nicht denken.

Erschüttert ob des Elendes der Gegenwart, voll Angst ob des noch größeren der Zukunft hob ich jetzt mit nassen Augen und gefalteten Händen recht brünstig zu dem Herrn um Hilfe und Rettung aus solcher Trübsal zu beten an. Da wachte Leopold an meiner Seite auf, und unwillkürlich hielt ich jetzt im Beten inne.

„Was betest du denn nicht fort, Bruder?" sprach er; „wir können unsern Herrgott jetzt wohl brauchen. D'rum bete zu! Ich habe dir gar oft im Stillen und recht gerne zugehorcht, wenn du neben mir dein

Morgen- und Abendgebet verrichtet hast. Bruder! es hat eine Zeit gegeben, wo auch ich ein Gleiches that, nie ohne Gebet zu Gott aufwachte, nie ohne Gebet mich niederlegte. Ich sage dir, Brüderlein, das war noch eine gute Zeit, eine weit bessere, als jetzt."

„Aber dann, Leopold, solltest du mit dem Beten wieder anfangen. Einen so guten Brauch solltest du nicht abkommen lassen."

„Bruder, ich hab's mir auch schon gedacht; aber ich meine, es wäre schon zu spät, und unser Herrgott hätte mich ganz vergessen. Seit einiger Zeit geht mir Alles hinderlich; und wie ich mich auch plage, ich komme nirgends vorwärts. Du weißt, wie wir jetzt daran sind, wie der Fuchs in der Falle."

Da redete ich ihm recht freundlich und herzlich zu, er solle es machen wie der verlorne Sohn; er solle mit rechtem Vertrauen und inniger Reue zum Vater im Himmel um Gnade und Barmherzigkeit im Namen Jesus rufen; und wahrlich, er würde Erhörung finden, gleich dem verlornen Sohne, gleich der reumüthigen Magdalena, gleich dem bußfertigen Schächer am Kreuze.

„Ja, wenn das wäre! wenn unser Herrgott mich ausgearteten Burschen wieder zu Gnaden annähme!" sprach Leopold nach einiger Pause mit bewegter Stimme, und eine Thräne floß ihm aus den Augen. „Was gäb' ich nicht darum! Da wollt' ich ein anderer Mensch auf der Stelle werden, und beten fleißiger, als zuvor!"

„Nun, so bete, Leopold! bete nur mit rechtem

Vertrauen!" „Aber, meinst du, daß der Herr mich armen Sünder erhöre?"

„Zweifle nicht: bete nur im Namen Jesu und mit rechtem Vertrauen; ich versichere dich, du wirst erhört werden!"

Da faltete plötzlich, wie von einer höheren Macht getrieben, Leopold die Hände und betete zuerst recht stille, dann immer lauter und inniger einen Vater-Unser, hierauf einen zweiten und dritten, und schloß dann mit der Reue und Leid, welche er in der That mit einer Rührung betete, daß auch mir das Herz dabei warm wurde. Am Schlusse rief ich: „Amen!"

„Bruder, meinst du, daß mein Gebet nicht nutzlos war? darf ich hoffen, daß der Herr mich erhören wird?"

„Von seiner Gnade darfst du Alles hoffen; es ist ja seine Verheißung, daß Er ein reumüthiges und zerknirschtes Herz nicht verschmähen wolle."

„Bruder, wenn Er mir nur ein Zeichen gäbe, daß Er mein Gebet nicht ungnädig aufgenommen hat!"

„Da verlangst du für das Erstemal etwas Viel; ein Zeichen der Erhörung ist freilich allemal größere Beruhigung und Erleichterung des Innern."

„Bruder, ich sage dir, es ist mir seit langer Zeit im Herzen nicht so leicht gewesen, als jetzt!"

„Siehst du! Gott wird dir noch andere Zeichen und Gnaden geben, wenn du recht eifrig zu beten fortfährst und wie der verlorne Sohn ein recht treues Kind wirst!"

Aber in diesem Augenblicke sollten wir durch Gottes wunderbare Güte ein recht handgreifliches Zeichen empfangen, daß Er auch das Gebet des Sün-

ders nicht verwirft, wenn es nur aus einem reumüthigen Herzen kommt.

Es rauschte plötzlich in dem nahen Strauchwerk, und statt eines Eichkätzchen oder Rehes, wie wir vermutheten, zeigte sich uns ein altes Weib. Aber es machte uns ein bekanntes Sprüchwort zu Schanden, indem es uns keineswegs Unglück, sondern Glück und zwar noch dazu ein großes brachte. Auf meine Frage, „was sie denn hier wolle?" antwortete die Alte: „Gar nichts; ich bin die Botenfrau von B.....b und gehe jetzt nach Alzenau, um Briefe hinzutragen und Brod herzuholen. Der Weg dahin führt über diese Berge durch die Waldschlucht da, es ist da nicht recht geheuer; ich fürchtete mich fast und wollte einen Umweg machen, als ich da Stimmen und lautes Gerede hörte. Ich horchte indeß auf, und hörte Euch beten. Nun hatte meine Angst ein Ende. Leute, die da beten, dachte ich, die thun dir nichts zu Leid. Und so bin ich denn weiter gegangen; seht da, gerade neben der Eiche führt mein Weg."

Und in der That, ein schwach ausgetretener Pfad, den wir weder gestern bei dem Dunkel des Abends, noch heute bei dem Grauen des Morgens bemerkt hatten, lag vor uns. Die ganze so unvermuthete Erscheinung der Alten wie ihre Worte hinsichtlich des Gebetes hatten uns nicht wenig überrascht. Leopold und ich sahen uns betroffen an, und Ersterer sprach zur Alten: „Da hast du Recht, wir thun Niemanden etwas zu Leid, und sind froh, wenn uns nichts geschieht."

Die Alte bot uns einen guten Morgen, und wollte weiter gehen; aber schon nach ein paar Schrit-

ten kehrte sie plötzlich wieder um, und schaute uns recht mitleidig und besorgt an. „Ich weiß nicht, wer Ihr seyd, und will's auch nicht wissen, nicht im Geringsten will ich's wissen. Aber in Alzenau, wie ich höre, sind zwei Bursche ausgesprungen. Bei uns im Dorfe sind gestern in der Nacht zwei Jäger angekommen, die sind schon auf den Beinen und streifen in den Wald. Dann hat man auch die Gerichtsdiener von B..t, von H....n, und die Mauthner von K....g aufgeboten. Die Beiden dürfen recht auf der Hut seyn und laufen, was sie laufen können!"

Die Alte warf uns einen bedeutenden und warnenden Blick zu, und verschwand dann in den Büschen des Waldes. Leopold aber sprang rasch in die Höhe, und rief: „Bruder, die Alte ist ein Bote vom Himmel!"

„Ich glaub's selbst; hast du gehört, wie sie zu uns kam, weil sie uns beten hörte: was sagst du dazu? Ist das nicht sichtbar ein Zeichen, daß Gott dein, daß Er mein Gebet erhören will?" begann ich freudig.

Leopold schaute erschüttert zum Himmel; in seiner Brust arbeitete es heftig. „Weißt du aber auch, Bruder, was ich im Sinne hatte? Gerade in jenes Dorf, wo die Jäger das Nachtquartier genommen, wollte ich, um Speise zu suchen, und weitere Erkundigungen einzuziehen!"

„Großer Gott, so wärest du ihnen gerade in die Hände gegangen!" rief ich nicht minder erschüttert.

„Du hast Recht; die Alte ist ein Bote vom Himmel, uns zur Rettung gesandt!" Da fiel mir wieder das Lied der Susanna mit dem Schlusse ein:

„D'rum, Unschuld, zage nimmermehr;
„Dich schützet ja mit Macht der Herr!"

Leopold ermunterte zur Eile, und wahrlich, wir hatten keine Zeit zu verlieren; wir hörten von Weitem den Ruf der Jäger und das Bellen der Hunde. Es gelang uns, jedoch freilich nur mit äußerster Mühe, ihnen zu entkommen; aber eine sichere Zufluchtstätte fanden wir doch nicht. Ueberall stellten uns die Posten der Werber, der Mauthbeamten, der Schergen und Jäger unüberwindliche Schranken entgegen; die geheimen Schlupfwinkel und Wege kannten wir als Fremde nicht, und die Landleute der Umgegend durften zehn Gulden als Belohnung ansprechen, lieferten sie einen Flüchtling nach dem Amte ein. Dazu kam noch eine gänzliche Entkräftung, die sich uns Beider, zumal meiner, bemächtigte. So blieb uns zuletzt nichts Anderes übrig, als den lang vermiedenen sauern Schritt zu thun, uns den Werbern in die Arme zu werfen. Gott weiß es, wie mir damals zu Muthe war! Wir meldeten uns bei der nächsten Station, und wurden als ein paar junge, wohlgewachsene Leute, die da gut Lesen und Schreiben verstanden, mit Freuden nach einem kurzen Examen aufgenommen. Allein unsere Ermüdung, unsere niedergedrückte Haltung und armselige Gewandung entging freilich dem Commandanten nicht, und er sagte leise, doch uns hörbar, zu dem andern Offizier: „Ich müßte mich recht irren, oder die Bursche da sind recht nahe an den Galgen vorübergestreift!"

Leopold, stärker und höher gewachsen als ich, ward für die Cavallerie bestimmt, ich einem Jägercorps zugetheilt. Nach zwei Tagen schon wurden

wir blitzesschnell getrennt, Keiner konnte dem Andern ein Lebewohl sagen; dennoch war uns, freilich erst nach vielen Jahren, das Wiedersehen gegönnt. Als ich mit einer bedeutenden Anzahl Rekruten die Station verließ, sah ich während des Marsches noch einmal Alzenau von Weitem. Sein Anblick erregte in mir eine Reihe der bittersten Erinnerungen. Auch diesen Ort sollte ich wiedersehen, sollte wieder dem übermüthigen Amtmann unter Augen treten — aber wie hatten sich bis dahin die Dinge geändert! Wir, der Amtmann und ich, hatten die Rolle getauscht — er, der hochmüthige und rachsüchtige Tyrann, lag bei dieser zweiten Zusammenkunft kriechend wie ein Wurm zu meinen Füßen. Doch davon späterhin; wir wollen der Erzählung nicht vorgreifen.

Siebentes Kapitel.

Weitere Begebenheiten — Beförderung durch Mäßigkeit veranlaßt — Nachrichten von Oheim Richard.

Als ich unter die H..... Truppen eintrat, zählte man das Jahr 1759, und der blutige Krieg zwischen Preußen und Oesterreich und den Verbündeten beider Staaten wüthete bereits im vierten Jahre. Ich will Sie mit der Darstellung der Gefechte, Schlachten und Belagerungen, denen ich beiwohnte, nicht ermüden. Der Kriegerstand, das Leben des Krieges übt einen eigenen Zauber auf jedes junge, kräftige Gemüth;

auch mich ergriff derselbe: nur war der Anfang bei dem Soldatenhandwerk, wo neben der strengsten Disziplin die härteste Entbehrung zu Hause, etwas schwer. Allein, sobald derselbe überwunden war, ging es leichter. Ich bemühte mich, allenthalben meiner Pflicht zu genügen, befliß mich eines ernsten und doch dabei freundlichen Benehmens gegen Alle, sowie der Ehrfurcht gegen meine Vorgesetzten. Dieß fand Anerkennung; bald ward ich Unteroffizier. Aufsehen erregte überall mein Widerwille gegen den Wein und jedes berauschende Getränk überhaupt; freilich kam das bei Soldaten eben nicht oft vor.

Ich kann es mit Worten nicht sagen, in welche Verlegenheit ich durch mein Gelübde kam, welch' argem Spott und Hohn es mich aussetzte, wie ich oft dursten mußte, während ich nach Branntwein oder Bier nur die Hand auszustrecken brauchte. Aber ich hielt mein Gelübde mit Gottes Gnade; daß die Enthaltsamkeit mir Nutzen, ja den größten Nutzen für Leib und Seele brachte, habe ich bereits erwähnt. Wie die Unmäßigkeit der Grund meines Unglückes gewesen, so sollte nach Gottes weiser und gütiger Fügung die Mäßigkeit mir nun der Quell eines Glückes werden, das ich in solcher Fülle unter den obwaltenden Verhältnissen kaum jemals hoffen durfte.

Die H.... Truppen hatten nach der für sie so ruhmvollen Schlacht bei Minden zu Anfang Novembers die Winterquartiere bezogen; meine Abtheilung sollte in der Umgegend von Kassel überwintern. In der Nähe derselben liegt das große herrschaftliche Schloß A....g; hier versammelten sich bald nach der Einquartierung die Offiziere der Division, um ihrem

General, der die Inspektion vornahm, ein glänzendes Fest zu geben. Mich traf es, als Unteroffizier die Wache vor dem Schloß zu beziehen, in dessen Räumen sich bald das fröhlichste Leben bei einem ausgesuchten Mahle, bei Wein und Spiel zu regen begann. Bei solchen Anlässen erhielt der wachehaltende Soldat etwas Mehr, als Kommisbrod und Schnaps; auch wir wurden bei der allgemeinen Fröhlichkeit nicht vergessen, sondern von dem Ueberflusse der Tafel reichlich mit Braten, Schinken, Würsten, und besonders mit sehr gutem Weine bedacht. Erst kürzlich hatten wir, d. h. die H....en Jäger, einen französischen Transport aufgehoben, und dabei mehrere Fässer ausgesuchter für die französischen Generale bestimmte Weine erbeutet. Diese wurden nun in dem Schlosse getrunken, und auch der Wache, Mann für Mann, je eine Flasche gereicht. Die Speisen ließ ich mir trefflich schmecken, aber den Wein gab ich dem vertheilenden Diener mit den Worten zurück, er möge mir statt seiner einen Krug frischen Wassers bringen; das wäre mir bei weitem lieber. Der machte bei diesen Worten große Augen; ich wiederholte meine Bitte. „Ei was, Kamerad, Wasser? Wasser? wer wird heute Wasser trinken?" antwortete er lächelnd; Ihr seyd ein Feinschmecker und riecht noch besseren Wein, als diesen Medoc da. Nun wartet, ich will Euch eine andere Flasche bringen; die, da wett' ich d'rauf, die schlagt Ihr nicht aus!" Er lief fort, und kam mit einer andern Flasche wieder. „Das ist Cognac von der besten Gattung, gerade so, wie ihn oben die Excellenz der Herr General, trinken, und einen bessern trinkt kein König." Bei diesen Worten schenkte er

mir ein Gläslein ein. Ich dankte dem guten Manne vom Herzen und bat wiederholt um Wasser. Da begriff er endlich, daß es mein Ernst sey; nun äußerte er über eine Enthaltsamkeit der Art seine höchste Verwunderung; nirgends, am wenigsten unter Soldaten hätte er sie getroffen. Ein Offizier, Zeuge des Auftrittes, erzählte davon an der Tafel. Da wurden Alle neugierig, dieß „Wunderkind,“ diesen „weißen Raben“ kennen zu lernen, und ich erhielt Befehl, mich in dem Festsaale zu zeigen.

Daselbst hatte ich ein scharfes Examen zu bestehen. Der General, ein eben so wohlwollender Mann, als tapferer Krieger, befragte mich über Herkunft, Beruf und Aufführung. Mein Hauptmann, auch ein Theilnehmer des Festes, gab mir in jeder Hinsicht das beste Zeugniß. Der General erkundigte sich weiter, ob ich mich etwa aus angebornem, natürlichen Widerwillen des Weines und der starken Getränke enthielte, oder ob meiner Enthaltsamkeit eine andere Ursache zu Grunde läge? Dann, ob ich durchaus nur Wasser tränke? Ich beantwortete alle seine Fragen mit Aufrichtigkeit; freilich, das unselige Zusammentreffen mit dem Heidelberger und die Haft in Alzenau, verschwieg ich aus leicht zu errathenden Gründen. Der General wollte auch wissen, welchen Schlachten und Treffen ich beigewohnt hätte, und entließ mich mit dem scherzhaften Auftrage, alle meine Kameraden zu einem Theile meiner Enthaltsamkeit, aber ja nicht zur ganzen, zu bekehren. Darüber durfte er in der That gar keine Sorge haben.

Dem Generale mußte ich gefallen haben; am andern Morgen ward ich zu seinem Adjutanten ge-

rufen; dieser stellte ein kleines Examen mit mir über meine wissenschaftliche Bildung und militärische Kenntnisse an, und war nicht wenig überrascht, als er in mir einen guten Mathematiker und geübten Feldmesser entdeckte. Sogleich führte er mich zu dem General, der mich sehr gnädig empfing, mit Vergnügen den günstigen Bericht des Adjutanten anhörte und mich in Folge desselben seinem Stabe zutheilte. Nach vier Wochen schon ward ich in demselben zum Junker befördert. Mit Thränen in den Augen dankte ich Gott. Hätte ich doch meinem Freunde Leopold die Kunde meines Glückes mittheilen können! Meiner Beförderung freute ich mich um so mehr, als ich sie nicht der Gunst, sondern nächst Gott meinen Kenntnissen, und zumal meiner Mäßigkeit, dem treuen Halten meines Gelübdes, zu danken hatte. Es war die erste Frucht, welche mir der goldene Baum der Mäßigkeit spendete; er sollte mich im Laufe der Zeit mit mehrern, mit noch süßeren, beschenken.

Ich eile jetzt über drei Jahre hinweg und bemerke blos, daß mich Gottes Huld in den so zahlreichen und blutigen Schlachten und Gefechten dieser Zeit wunderbar beschützte; einmal nur und da nicht bedeutend ward ich in der Schlacht bei Langensalza verwundet. Eben so gelang es mir, in der Gunst des wackern Generals mich nicht nur zu erhalten, sondern darin sogar zu steigen. Es ward im Jahre 1763 der Friede zu Hubertsburg zwischen den kriegführenden Mächten geschlossen und ich erhielt als Oberlieutenant meine Entlassung mit einer überaus ehrenvollen Belobung. „Gott wird weiter sorgen," dachte ich, und ging, mich bei dem Generale zu ver-

abschieden. „Ei bei Leibe," rief dieser, „so ist es nicht gemeint; ich habe zwar Euere Entlassung nicht verhindern können, da nach dem strengsten Befehl des Landesherrn unser Corps auf den Friedensfuß gesetzt wird und darin nur Adelige und Eingeborne als Offiziere dienen dürfen. Wir bleiben bei einander; ich bitte Euch, die Stelle eines Privatsekretärs bei mir vorläufig anzunehmen. Sie läßt Euch Zeit genug zur weitern Ausbildung, und dann seyd überzeugt, kann und wird es Euch an einem guten Plätzlein nicht fehlen." Wie rührte mich diese zarte Güte des Generals, eines wahren Ehrenmannes! Er that Alles, um mir diese Stelle so angenehm zu machen; ich wohnte in seinem Hause, ich aß an seinem Tische, und empfing jeden Monat fünfzig Thaler — wahrlich, eine fürstliche Belohnung für die geringe mir aufgetragene Arbeit. So blieb mir Zeit genug, mich in den neuern Sprachen und in der Mathematik weiter zu bilden. Letztere zumal betrieb ich mit Eifer und ward ein tüchtiger Geometer und Planzeichner. Eines Tages kam eine meiner Arbeiten, der Plan der Hauptstadt, dem Landesherrn zu Gesichte und gefiel. Der General erhielt Befehl, mich dem hohen Herrn vorzustellen. Derselbe ertheilte mir über meine Arbeit sehr große Lobsprüche und ernannte mich zum Hauptmann im Generalstabe seiner Truppen. In der That, das war viel mehr, als ich erwarten durfte; aller zeitlichen Sorgen sah ich mich nun frei, und vor meinen Augen eröffnete sich eine weite Bahn der Ehre. Hätte doch meine liebe Mutter dieß Glück ihres Sohnes erlebt! Gewiß, sie würde zu mir gesagt haben: „Sieh, mein Sohn, wie denen, die Gott lieben, die auf Ihn

vertrauen, Alles zum Besten gereicht! Der Herr hat deine Buße nicht verworfen! welch' ein Abstand zwischen dem Rocke des Heidelberger und der glänzenden Uniform, die jetzt dich schmückt! O mein Sohn, danke Gott und wandle ferners auf Seinen Wegen!"

Das that ich nun auch; ich dankte Gott und widmete mich mit Eifer meinem neuen Berufe. Nie hatte ich des Onkels vergessen; jetzt, wo der Frieden mir Ruhe und Muße gab, trat mir öfter und lebendiger als je das Bild des nächsten Verwandten vor Augen, den ich vom Herzen liebte, ohne jemals ihn gesehen zu haben. Was mochte wohl aus ihm, was aus seiner Tochter geworden seyn? Dieser Gedanke beunruhigte mich, und mehr noch als er aber die Furcht, es möchte der Schelm, der mir in der Trunkenheit den Paß und die Briefe genommen, den ärgsten Frevel verübt und sich bei dem Onkel als den erwarteten Neffen vorgestellt haben. Wie sehr mich auch dieser Gedanke peinigte, ich konnte es mir nicht verhehlen, die Möglichkeit, ja selbst die Wahrscheinlichkeit eines solchen Bubenstückes war leider vorhanden; jener Schurke hatte meine Papiere, und war, das hatte er bereits bewiesen, jeder Schlechtigkeit fähig. Ich machte mir ernstliche Vorwürfe, nicht früher schon Schritte gethan zu haben, den Betrug zu verhüten und den Aufenthalt meines Oheims zu erkundigen. Freilich, in Kriegszeiten, was mochte da ein armer Unteroffizier ausrichten? Jetzt bot ich Alles auf, den Oheim zu erforschen; in allen Zeitungen des In- und Auslandes erschienen deßhalb Anfragen, in den besuchtesten Seehäfen und Handlungsstädten wurden Erkundigungen eingezogen, die Mitwirkung des Gesandten in England

nachgesucht; allein trotz aller Mühe und Kosten erhielt ich nur spärliche Nachrichten von des Onkels früherem Leben, von seinem gegenwärtigen Aufenthalt gar keine. Nach einer Kunde, die von glaubwürdiger Seite auch anderwärts bestätigt ward, hätte mein Oheim seinen Vorsatz, in der Heimath seiner abgeschiedenen Gattin sich ein Gut zu kaufen, und daselbst der Ruhe und der Erziehung seines einzigen Kindes zu leben, allerdings in das Werk gesetzt. Allein er, ein stolzer, wohlhäbiger Seemann, und dabei ein eifriger Katholik, wäre bald mit seinen Nachbarn, einigen übermüthigen hochkirchlichen Edelleuten in Zwist gerathen, dessen Schuld — die Gerechtigkeit verlange dieß Geständniß — auf diese fiele. In Folge des immer mehr aufflammenden Grolles hätten eines Tages zwei der Edelleute den Onkel, der von der Jagd heimkehrend beinahe sein Schloß schon erreicht hatte, überfallen; er aber, ein kühner, kraftvoller Mann, hätte im Kampfe um das eigene Leben den Einen der Angreifer erschossen, den Andern lebensgefährlich verwundet. Der Richter hätte ihn darauf in das Gefängniß gesetzt und wider ihn die Klage auf Mord erhoben. Umsonst wäre die eben so besonnene, als muthvolle Vertheidigung meines Onkels gewesen. Obgleich Alles von seiner Unschuld überzeugt gewesen, wäre er dennoch zum Tode verurtheilt worden. Den Tag aber vor seiner Hinrichtung wäre er aus seinem Kerker gebrochen und hätte sich, wie die Sage ging, mit seiner Tochter und einem jungen Menschen, angeblich seinem Neffen aus Deutschland, heimlich nach Amerika geflüchtet, und seitdem sey sein Name verschollen, sein schönes Gut aber dem Fiskus anheimgefallen.

So lautete diese Nachricht; sie klang traurig genug, um mein Herz mit der lebhaftesten Betrübniß zu erfüllen, und ihm fast jede Hoffnung zu rauben, den geliebten Oheim je einmal im Leben noch zu sehen. Jetzt konnte ich auch nicht länger mehr zweifeln, daß „der Heidelberger" wirklich das Maß seiner Bosheit voll gemacht und den schändlichsten Betrug verübt hatte. Und das that mir am weehesten, das erfüllte mich gegen den Betrüger mit dem höchsten Zorne. Was sollte ich aber jetzt thun? sollte ich die Nachforschungen fortsetzen? Kaum durft' ich es wagen; trotz aller Vorsicht konnten sie die Ursache werden, den verborgenen Aufenthalt meines Oheims auch seinen Feinden zu offenbaren und ihn so zu verderben; weithin reichte der Dreizack des mächtigen Englands. Tiefgebeugt entschloß ich mich, vor der Hand alles weitere Forschen aufzugeben und Alles Gott anheimzustellen. Die Hoffnung, den Oheim und das Bäslein zu sehen, durfte ich in einer solchen Lage der Dinge nimmer hegen. Und dennoch, es kam eine Zeit, wo mich Gottes starke Hand über das Meer in das Haus des Oheims führte, wo ich an seinem Grabe knieen, seine bedrängte Tochter stützen, und jenen Schurken entlarven und strafen sollte. Wie wunderbar sind nicht Seine Wege, wie gewaltig nicht Seine Macht! wie furchtbar erhaben nicht Seine Gerechtigkeit!

Von dem strengen Walten dieser Gerechtigkeit, die den Sünder, nachdem er die Zeit der Gnade unbenützt verstreichen ließ, mit unerbittlichem Ernste zum Gerichte und zur Strafe zieht, sollte ich bald darnach in höchst auffallender Weise Zeuge, ja dabei sogar selber mitwirkende Person seyn.

Achtes Kapitel.

Ich komme wieder nach Alzenau — die Strafen der Gerechtigkeit Gottes.

Die an H....n angränzende w—gsche Regierung bat den Großherzog von H....n, meinen damaligen Landesherrn, ihr auf die Dauer von etwa drei Monaten einen tüchtigen, zuverlässigen Geometer Behufs einer gerichtlichen Untersuchung senden zu wollen. Die Wahl traf mich und unverzüglich reisete ich nach W—g ab. Daselbst ward ich eben so ehrenvoll als zuvorkommend aufgenommen und über meine Aufgabe instruirt. Es waren nämlich in dem Fürstenthume W—g vor einigen Jahren für Rechnung des Landesherrn höchst bedeutende Güter und Herrschaften angekauft worden; die dabei betheiligten Beamten hatten sich aber, wie ein Zufall entdeckte, die ärgsten Unterschleife zu Schulden kommen lassen. Die w—gsche Regierung wollte nun die Sache auf das Genaueste und Strengste untersuchen und hatte zu diesem Zwecke, namentlich zur richtigen Schätzung der Grundstücke und Waldungen der angekauften Güter, einen erfahrnen und rechtlichen Geometer nöthig. Entweder fand sie keinen Solchen unter ihren Beamten, oder sie hegte aus irgend einem Grunde Mißtrauen — sie entschloß sich, einen Auswärtigen zu berufen. Die Untersuchung sollte ganz in der Stille, so geheimnißvoll als möglich, vorbereitet und geführt werden, und die Schuldigen und Verdächtigen ganz unvermuthet wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen. Deßhalb er-

hielt auch ich vorläufig nur allgemeine Andeutungen hinsichtlich der Untersuchung und dessen, was mir dabei zustünde. Das Nähere sollte ich dann unmittelbar an Ort und Stelle selber erfahren. Wenige Tage nach meiner Ankunft ward ich durch den Commissär, der die Untersuchung leitete, eingeladen, ihn nach A.sch..g zu begleiten. Wir kamen daselbst spät Abends an und fuhren nach kurzer Rast weiter. Morgens bei Sonnenaufgang befanden wir uns in einer waldreichen, bergigten Gegend. Bei näherer Betrachtung kam sie mir nicht unbekannt vor; freilich, sie war es auch nicht; ich kannte sie nur zu gut — das war das Thal von Alzenau — und bald rollte unser Wagen durch das enge Thor des Marktes und hielt an dem Gasthause, das zu jener Zeit zum „goldenen Löwen" genannt wurde. Dort nahm der Commissär mit seinem Sekretär, seinem Schreiber und mit mir eilends ein Frühstück ein, und begab sich dann in das Amthaus. Welche Erinnerungen ergriffen mich nicht da! wie zuckte nicht mein Fuß, als er die verhängnißvolle Schwelle betrat! unwillkürlich hob sich mein Auge nach jenem Theile des Amthauses, welcher die Frohnveste bildete. Damals war ich gekommen, ein schmachvoll Beraubter, eines schändlichen Verbrechens Angeschuldigter — und jetzt kam ich wieder, aber in Ehren, als Offizier und berufen, über den zu Gerichte zu sitzen, der damals mein Richter gewesen!

So war es in der That; daß Maß hatte sich erfüllt, der Krug war so lange zum Brunnen gegangen, bis er zerbrach.

Der Amtmann von Alzenau hatte sich mehr als ein Anderer bei jener großartigen Betrügerei betheiligt.

Die Ankunft eines Regierungskommissärs mit solch' zahlreicher Begleitung erschreckte ihn nicht wenig; doch suchte er sich möglichst zu fassen und eine Freude über den ihm so ehrenvollen Besuch, wie er sich ausdrückte, zu heucheln. Aber das Blut wich aus seinem weinrothen, aufgedunsenen Gesichte und die Augen starrten wie gläsern, als ihm der Commissär eröffnete, in welcher Absicht er komme, als er ihm sogleich den Arrest (vorläufig in einem Privatzimmer des Amthauses) ankündigte, und alle Papiere unter Siegel legte. Seine Protestationen gegen solches Verfahren halfen ihm eben so wenig, als seine Betheuerungen, er sey ein ehrlicher Mann, und seine Bitten, ihm nur noch ein Gespräch von fünf Minuten unter vier Augen mit seiner Frau häuslicher Angelegenheiten halber zu gönnen. Sichtbar sprach die Angst eines bösen Gewissens aus seinen Zügen, und er mochte jetzt einen Theil jener Pein fühlen, die er so oft ganz Schuldlosen durch unbegründete nutzlose Härte bereitet hatte. Er ward abgeführt und strenge bewacht; eben so sein Schreiber; aber es war nicht jener mehr, der, seines Herrn würdig, mit diesem in rohem Benehmen gegen mich gewetteifert hatte. Derselbe war nicht mehr auf dem Amte; was sich gar oft begibt, hatte auch hier zugetroffen: die beiden Schelmen, der Schreiber und der Amtmann, hatten sich überworfen; der Amtmann, als der Mächtigere, hatte dem Schreiber seinen Laufpaß geschrieben und dieser war plötzlich verschwunden, nachdem er sich lange Zeit in der Umgegend herumgetrieben, einen neuen Dienst gesucht, aber meist durch die Schuld des Amtmanns keinen hatte finden können.

Die Untersuchung begann und wurde in eben so gewissenhafter als möglichst milder Weise geführt. Bald stand fest, daß die w.....gsche Regierung die Güter und Herrschaften fast um die Hälfte zu theuer gekauft; es waren nämlich bei den Aeckern und Waldungen nicht blos die Zahl der Tagwerke, sondern auch ihre Ergiebigkeit viel zu hoch angesetzt worden. Diesen Betrug hatten die Schuldigen durch neuen Betrug, d. h. durch verfälschte Rechnungen, Urkunden und Vermessungen, auf sehr schlaue Weise zu verdecken gesucht. Es war Alles sehr fein gesponnen, allein es kam doch an die Sonnen. Die Hauptschuld fiel auf den Amtmann von Alzenau; er war Seitens der w—gschen Regierung mit Ankauf dieser Güter beauftragt worden, hatte sich aber in seiner Habsucht von dem Verkäufer bestechen lassen und das ihm geschenkte Vertrauen arg mißbraucht. Benöthigt der Beihilfe Derjenigen, welche mit ihm den Ankauf und die Abschätzung vornehmen sollten, hatte er auch diese zur Untreue verleitet. So lag ein häßliches Gewebe von Lug, Trug und Bestechung vor der Regierungskommission. Meine Aufgabe war es, die bereits vorgenommenen Vermessungen der angekauften Grundstücke und Waldungen zu prüfen — eine mühsame Arbeit, zu deren Bewältigung mir jedoch die Regierung von W—g alle nöthigen Mittel und Gehilfen mit großer Freigebigkeit zu Gebote stellte.

Mehrmals mußte ich den Verhören beiwohnen; mit welcher Schlauheit und Kunst, aber auch mit welcher Unverschämtheit und Frechheit suchte der Amtmann nicht die Anklagen entweder abzuläugnen, oder, wo das nicht möglich war, sie abzuschwächen

und die Schuld Andern aufzubürden! Aber es half nichts; immer klarer und beschwerender stellte sich seine Schuld heraus. Noch schwebt mir jener Tag vor Augen, wo ich statt des erkrankten Commissärs das Verhör zu leiten hatte, wo der Amtmann angstvoll vor mir stand und das Auge zitternd auf ein vor mir liegendes Document heftete, welches den Hauptbeweis seiner Schuld enthielt. Da ward der Aktuar, der das Protokoll schrieb, plötzlich zu dem Commissär berufen, und so waren wir Beide allein. Nun warf sich der Amtmann mit dem Ausdrucke des höchsten Jammers mir zu Füßen, und flehte händeringend:

„Um Gotteswillen, rettet mich! rettet mich! in Euern Händen, mein edler Herr! ist meine Ehre, ist mein Leben und mein Tod! Könnt Ihr kein Erbarmen haben mit einem alten Beamten, der wahrlich Besseres verdient hat, als solche Behandlung, so erbarmt Euch doch über meine arme Frau, über meine armen unschuldigen Kinder!“

„Daran hättet Ihr vor Allem denken sollen, ehe Ihr Euch so schwere Untreue zu Schulden kommen ließet,“ entgegnete ich; „steht auf!“

„Nicht eher, als bis Ihr mir Barmherzigkeit erweiset. Das könnt Ihr, Ihr allein habt mein Loos in Händen — jenes Document da —“ er schien es mit seinen brennenden Augen zu verschlingen —

„Enthält unwidersprechlich den Beweis Euerer Schuld,“ sprach ich; „es macht all' Euer weiteres Läugnen nutzlos.“

„Nun ja, ich gesteh' es, das Document dort richtet mich zu Grunde, wenn Ihr seine ganze Schärfe gegen mich kehrt! Um Gotteswillen, thut das nicht!

erbarmt Euch meiner! was nützt es Euch, einen alten, ohnedem gestürzten Mann vollends in den Staub zu treten? O gebt dem Documente doch eine mildere Auslegung! oder noch besser," fuhr der Amtmann leiser fort und legte bittend sein Haupt an meine Knie, „laßt es ganz verschwinden, edler Herr! Ich werde dankbar seyn, ich kann dankbar seyn!"

„Seht —" und er zog aus seiner Brusttasche eine Rolle Goldes hervor, mir die glänzenden Goldstücke unter die Augen haltend — „seht, mein lieber großmüthiger Herr, das sind hundert Stücke neuer Louisd'or . . nur der Anfang meines glühenden Dankes, der nie enden soll. Das Dreifache verspreche ich Euch, wollt Ihr jenes Document aus den Akten entfernen oder es wenigst zu meinen Gunsten deuten!"

Ich hatte mir alle Gewalt angethan und mich zurückgehalten, weil ich wissen wollte, wie weit die Niedertracht und Ehrlosigkeit dieses Mannes ginge. Jetzt konnt' ich mich nicht länger halten; empört sprang ich auf und rief, den Schelm von mir stoßend: „Elender, mir eine solche Zumuthung? meinst du, ich wäre deines Gleichen? mir wagst du, Ehrloser, eine solche Zumuthung zu machen? Kennst du mich denn nimmer?"

Bis dahin war ich sorgsam bemüht gewesen, aus naheliegenden Gründen jede auch leiseste Anspielung auf jenes frühere Zusammentreffen zu vermeiden; nicht einmal der Regierungskommissär hatte davon Kunde. Nicht ohne Gebet und Kampf hatte ich jede auch die mindeste Regung des Hasses gegen den ungerechten Mann, der mir mehr als irgend Jemand auf Erde Leides zugefügt, in meiner Brust zu unter-

drücken gesucht, und nur die Gefühle der Gerechtigkeit und Liebe walten lassen. So oft ich mit dem Amtmann während der Untersuchung zusammentraf, hatte ich mich selbst überwunden und mich beflissen, ihm die möglichste Unparteilichkeit, Geduld, und sogar Güte zu zeigen; ich hatte dieß mehr als irgend ein anderes Glied der Commission gethan, und gerade dadurch ihn vielleicht veranlaßt, mir diesen schändlichen Antrag zu machen. Der Zorn hierüber hatte mir das Wort: „Kennst du mich nimmer?" herausgerissen, ein Wort, das ihn sichtbar in Bestürzung und Unruhe setzte.

„Wie?" hob er beklommen an und richtete sein Auge scheu auf mich, „ich hätte das Glück Euch zu kennen?" Da schien plötzlich in ihm eine Erinnerung, allein eben nicht freudiger Art, aufzusteigen. Schreck und Angst malte sich auf seinem Antlitze. „Seyd Ihr's? ja Ihr seyd's! Gott erbarme sich meiner! die letzte Hoffnung ist verschwunden! jetzt bin ich rettungslos verloren!"

Mit einem dumpfen herzzerreißenden Wehegeschrei brach der Unglückliche zusammen, und stürzte ohnmächtig zu meinen Füßen.

Da sah ich klar, daß er mich erkannt hatte, und bereute freilich zu spät meine unüberlegte Aeußerung. Ich rief nun nach Hilfe; nicht ohne Mühe ward der Amtmann wieder zum Bewußtseyn, und dann in sein Arrestzimmer zurückgebracht. Aber er hatte Recht; das Document entschied sein Urtheil. Zu gleicher Zeit waren durch die Untersuchung eine Menge anderer von ihm verübter Missethaten, Bestechungen, Prellereien, Ungerechtigkeiten aller Art offenbar ge-

worden, und hatten den Commissär genöthigt, ihn um so mehr in die Frohnveste zu setzen, als er zweimal zu entweichen versucht und seine Wächter durch Bestechung zur Untreue zu verlocken unternommen hatte. So saß der Amtmann in demselben Loche, wohin er mich vor acht Jahren hatte abführen lassen. Seine Verbrechen waren von der Art, daß nicht blos seine Freiheit für immer, sondern sogar auch sein Leben gefährdet schien. Die ersten Tage des Kerkers brachte der Unglückliche in einer Art von Erstarrung und Fühllosigkeit zu; dann suchte er Trost in der Flasche, suchte er sein Elend und die Vorwürfe seines Gewissens zu vertrinken. Kein Tag verging, wo er nicht betrunken war, und dann in solchem Zustande die gräßlichsten Schmähungen, Lästerungen und Flüche ausstieß. Umsonst bemühte sich der Pfarrer, den Amtmann auf bessere Gesinnungen zu bringen; umsonst warnte der Arzt. Beide wies er mit kränkender Rohheit zurück; Nichts begehrte er als Wein, und zwar von der besten und stärksten Gattung. Man konnte ihm nicht genug reichen. Als man auf Anordnung des Arztes, der für seine Gesundheit fürchtete, ihm nur wenig und schwächeren verabreichte, gerieth er in den heftigsten Zorn, der bald in Wuth und Tobsucht ausartete. In der That, es zeigten sich Anfälle förmlichen Wahnsinnes. Dem Kommissär ward auf die Anzeige davon der Befehl, den Amtmann nach der Hauptstadt selber in die Feste Fr—g abzuliefern. Trotz aller Vorsicht erhielt der Amtmann hievon Kunde, und brach in wüthendes Toben und Lästern und in die Drohung aus, man werde ihn nicht lebendig auf die Feste bringen. Als Morgens am Tage der Abführung der Kom-

missär mit seinem Aktuar und den Schergen in den Kerker kam, fand er den Unglücklichen an der Thüre erhängt — ich sah die Leiche nicht und wollte sie nicht sehen. Ihre Entstellung, die Verzerrung der Gesichtszüge waren jedoch, wie ich hörte, gräßlich und ließen auf einen furchtbaren Todeskampf schließen. Die Gefühle und Betrachtungen, die mich bei diesem Vorfall ergriffen, mag ein Jeder sich selbst denken. Mit heiligem Schreck trieb es mich an, der Gerechtigkeit Gottes Zeugniß zu geben und ihr wundersames Walten zu verehren. Eine Thräne kam in mein Auge — die erste seit vielen Jahren; die letzte hatte ich eben in dem Kerker vergossen, in welcher der Amtmann sich den Tod gegeben. Die Untersuchung stellte heraus, daß der Unglückliche sich ehevor vollgetrunken und im Rausche dann die furchtbare That begangen hatte. Aber welch' ein Erwachen — in der Ewigkeit — vor dem Richterstuhle Gottes!

Bald nach diesem traurigen Ereigniß kam ich mit dem Pfarrer über den Verlebten in das Gespräch; derselbe hatte ihn seit Jahren gekannt, und gab als Quelle seiner Missethaten die Liebe zum Weine und zu den Freuden der Tafel überhaupt an. Die Gaumenlust zu befriedigen, war seine Leidenschaft, der er Alles blindlings opferte; er führte ein üppiges schwelgerisches Leben; bald reichte sein bedeutendes Einkommen nimmer hin; nun griff er zu verwerflichen Mitteln, zu jenen Schlechtigkeiten, welche die Untersuchung aufgedeckt hatte, und dann auch die Ursache seines Falles und seines unseligen Endes wurden. Sein hinterlassenes Vermögen reichte nicht hin, auch nur den zehnten Theil des ungerechten Gu-

tes und den Schaden zu ersetzen, welchen er den Unterthanen und der landesherrlichen Kasse zugefügt hatte. Armuth und Schmach, dieß war das Erbe, welches er seiner beweinenswerthen Gattin und fünf jammernden Kindern hinterließ. Als Selbstmörder fand er keine Stätte in der geweihten Erde; er ward außerhalb des Friedhofes begraben. Nirgends ward ihm Mitleid gezollt, geschweige denn eine Thräne geweint. Wohl aber konnte man unter dem Volke unverhohlenen Jubel wahrnehmen, einmal „des Herodes" los geworden zu seyn. Ich selber hörte mit eigenen Ohren nicht einmal: „Den hat der Satan geholt!"

So war ich der Zeuge des furchtbaren Strafgerichtes Gottes gewesen; aber wenn ich Seine Gerechtigkeit in heiliger Ehrfurcht zitternd anbetete, hatte ich denn anderseits vielleicht nicht noch mehr Grund, Seine unendliche Liebe und Huld zu preisen? Auf derselben Straße, welche den Amtmann zum Verderben führte, auf der Straße der Lüsternheit war auch ich gewandelt; daß ich darauf nicht gleich ihm den Tod fand, wem dankte ich es anders, als der unendlichen Huld Gottes, welche mit mächtiger Hand mich züchtigend und bis auf das Blut wundend, von der Bahn des Verderbens mich losriß und so mich rettete? O ich hätte sie küssen mögen diese so herbe, so strenge Hand, die mit scharfen Schlägen das Gift der bösen Lust aus dem Herzen trieb, und so dem Geiste zur Gesundheit verhalf!

Der so plötzliche Tod des Hauptschuldigen griff natürlich störend in den Gang der Untersuchung ein; wie angestrengt ich auch arbeitete, so brauchte ich

doch mehr als drei Monate, um meine Aufgabe zu lösen. Die w—gsche Regierung bezeigte mir auf eine sehr ehrenvolle Weise ihren Dank für die geleisteten Dienste. Sie drückte denselben nicht blos in einem eigenen Belobungsschreiben aus, sondern sprach mir eine besondere Gratification, die Summe von 300 Gulden aus, natürlich die früher schon bestimmten Diäten nicht gerechnet. Ich übersandte die Hälfte dieser Summe an den Pfarrer von Alzenau mit der Bitte, sie der bedrängten, schuldlos leidenden Familie des Amtmannes, jedoch mit Verschweigung des Namens des Gebers, zu behändigen. Tief ergriffen von den Ereignissen der letztern Zeit hielt ich es für meine heilige Pflicht, Gott für Seine väterliche Liebe zu danken, und meinte es eben durch ein Werk der Liebe, Wittwen und Waisen erwiesen, am Besten thun zu können. Den Rest legte ich zu gleichem Zwecke bei Seite, und wahrlich, er blieb nicht lange unbenützt liegen. —

Erst in 14 Tagen ging der Urlaub, den mir mein Landesherr zur Sendung nach W—g bewilligt hatte, zu Ende. Ich verwandte sie zu einer kleinen Erholungsreise in die reizenden Thäler des Mains und des Schwarzwaldes und kam nach dem so anmuthig gelegenen Fr—g. Hier gefiel es mir ungemein und ich verweilte deßhalb längere Zeit. Heimkehrend eines Abends von einem Spaziergange, fiel mir eine ärmlich gekleidete Frau mit einem Kinde auf, die mir folgte, bald wie unschlüssig stille stand, bald mir mit beschleunigtem Schritte wieder nacheilte. Ich beschloß, sie zu erwarten, und blieb stehen, mein Auge an der Pracht der herrlichen Gegend zu weiden. Die

Frau kam schüchtern und ich knüpfte das Gespräch an, indem ich sie bat, mir den Namen eines vor uns liegenden Dörfleins zu sagen.

Sie that es in sehr freundlicher Weise; ich dankte und drückte dabei dem Kinde, das sie auf ihren Armen trug, einen Thaler in das Händlein mit dem Bedeuten, es möge sich darum einen Lebkuchen oder Zuckermandel kaufen.

„Lebkuchen! Zuckermandel!" rief die Frau; „lieber Gott, wir sind froh, wenn wir nur trocken Brod zur Genüge haben!"

Jetzt erst bemerkte sie den Thaler in der Hand des Kindes; sie hatte das Geldstück für einen Groschen gehalten. „O lieber Herr," sprach sie freudig überrascht und gerührt, „wie gut seyd Ihr! wie soll ich Euch danken! für sechs Tage habt Ihr uns die Nahrung gespendet!"

Wie ärmlich mußte die Frau mit ihrem Kinde leben, wenn Ein Thaler sechs Tage sie ernährte! Ich griff in die Tasche und bot ihr drei andere Thaler an. Die gute Frau wußte nicht, wie ihr geschah; sie hob zu weinen an, als ich ihr das Geld sanft in die Hände schob und rief: „O lieber Herr, Ihr müßt ein Engel vom Himmel seyn! O barmherziger Gott, in dem Augenblicke, wo ich unter der Last meines Elendes zu erliegen drohe, sendest Du mir Hilfe!"

Ihr bewegtes Herz ergoß sich nun mit ganzem Vertrauen vor mir. Wahrlich, die gute Frau trug ein bitteres Kreuz; zu Hause lag ihr Gatte krank, auf dem einen Auge blind, auf dem andern nur schwach sehend, mit gelähmter Hand; ihn umstanden ein Weib und drei Kinder, die er nähren und kleiden

sollte. Das Letzte hatte die Frau in solcher Noth dahingegeben, Tag und Nacht gearbeitet, und zuletzt selber gedarbt und gebettelt, um die Ihrigen vom Hungertode zu retten. Seit Gestern war kein Bissen über ihre Lippen gekommen; heute war sie aufgestanden, ohne zu wissen, womit sie die schmachtenden Kleinen und den kranken Mann erquicken sollte. Da hatte sie sich mit dem bittersten Gefühle aufgemacht, und auf der Straße nach einer gutherzigen Seele gesucht, die ihr mit ein paar Groschen oder auch nur mit einem Stück Brod für den Mittag aushälfe. „Und Gott,“ so schloß die Frau ihre Erzählung und trocknete ihr nasses Auge, „Gott hat mich zu Euch geschickt, und durch Euere so große Güte ist mir auf lange, recht lange geholfen.“

„Die Frau kann zuletzt Recht haben, daß Gott sie zu mir geschickt hat, dachte ich; sie nicht, aber unser Herrgott weiß, daß ich noch ein hübsches Sümmlein für die Armen bereit habe. Wenn es Sein Wille ist, daß ich es dieser armen Familie geben soll — mit Freuden.“

Aber 150 Gulden waren auch mir keine unbedeutende Summe und ich wollte bei ihrer Verwendung sicher gehen. Deßhalb äußerte ich den Wunsch, den kranken Mann zu sehen.

„O geht mit mir! macht das Maß Euerer Güte voll,“ rief die Frau mit lebhafter Freude, und sprecht zu meinem bedrängten Gatten einige Worte des Trostes!“

Ich folgte ihr zum nächsten Stadtthore, ging mit ihr durch ein enges finsteres Gäßlein zu einem alten, halbverfallenen Hause; hier über drei Stiegen in einem

dunkeln, armseligen Kämmerlein traf ich ihren Mann, und wahrlich in einem Zustande, der mein ganzes Mitleid erregte. Kaum noch zählte er vierzig Jahre, doch gleich einem Skelette abgemagert, lag er auf einem Strohsacke, das Gesicht an die Wand gekehrt, weil seine leidenden Augen das Licht nicht gut vertragen konnten. Als er die Thüre öffnen hörte, rief er hastig: „Christine, hast du Brod? geschwind gib den Kindern zu essen! wie die schreien und klagen!"

Die Frau beruhigte ihn und erzählte ihm von der reichen Gabe, die sie heute so unvermuthet auf dem Wege empfangen.

„Gott vergelt's dem edlen Wohlthäter!" erwiederte der Kranke bewegt; „ich wollte, ich könnte ihm selber danken!"

„Er ist ja hier, Ferdinand!" sprach die Frau und eilte fort, für den Mann und die Kinder Speise zu holen. Ich, der bisher ungesehen an der Thüre gestanden, trat nun näher und richtete an den Kranken einige Worte herzlicher Theilnahme. Dieser bezeigte mir über die Gabe und den Besuch die größte Freude, den innigsten Dank. Unaufgefordert entdeckte er mir, was ich gerne zu wissen wünschte: seine Herkunft, seine frühere Stellung, das Wichtigste aus seinem Leben. „Ein junger Schreiber, ein alter Bettler! das Sprüchwort hat Recht," schloß er melancholisch lächelnd seine Erzählung.

„Vertraut auf den Herrn!" tröstete ich; „Er wird Euch nicht verlassen."

„Meint Ihr? wird aber Gott bei denen bleiben, die Ihn verlassen?" fragte er bange. „Ach, wäre ich nur nicht nach Alzenau gekommen!"

„Nach Alzenau?" rief ich sehr überrascht und blitzesschnell drängte sich eine Ahnung in mir auf; „warum nach Alzenau?"

„Weil ich dort mein Verderben fand," erwiederte er zögernd und dann rasch innehaltend. „Habt Ihr nicht von der traurigen Geschichte in Alzenau gehört? von dem Amtmanne, der sich — o mein Gott, erbarme dich seiner!"

Bei diesen Worten kehrte er sich um, lehnte das Haupt an die Wand, und hob zu weinen an. Bald hätt' ich es auch so gemacht. Ich wußte jetzt genug; es war kein Zweifel, das war jener Schreiber, der treue Gehilfe des gewissenlosen Amtmannes, und jetzt gleich ihm ein schreckender Zeuge der Gerechtigkeit Gottes. Ein peinliches Stillschweigen schloß uns Beiden den Mund, während nur um so lebendiger die Bilder einer früheren, verhängnißvollen Zeit vor meinem und gewiß auch vor des Schreibers Geiste vorüberzogen und desto lauter zu uns sprachen. Ich dankte dem Herrn, als die Frau wieder mit Brod und Gemüse zurückkam und dasselbe mit freudestrahlendem Antlitze vor ihrem Gatten ausbreitete. Ferdinand schaute mit traurigem Lächeln bald auf die Speisen, bald auf die Frau und mich. „Ferdinand," begann diese und faßte liebevoll seine Hände, „warum so traurig? du wirst heute einen guten Tag haben! Sieh, ich gehe jetzt fort und hole dir ein halb Pfund Fleisch und einen Schoppen Wein — Dank sey der Güte dieses edlen Herrn — dieß leidet es heute! Und die Kinder bekommen ihre Lieblingsspeise, Milch und jedes ein weiches Ei!"

Aber Ferdinand hatte andere, ganz andere Ge-

danken; seine Züge nahmen plötzlich den Ausdruck des Jammers und der Angst an und er fragte mich leise und verwirrt: „Habt Ihr es auch gehört? der Amtmann von Alzenau hat sich erhängt? Sie sagen gar, ich hätt' es gethan!"

„Ferdinand! Ferdinand!" rief die Frau im bittersten Schmerze, „was hast du denn? du bist daran unschuldig, wie ein neugebornes Kind! du warst ja, als dieß geschehen, hundert Stunden weit weg von Alzenau!"

„Aber weißt du auch, Christine, warum die Leute auch so sagen? Sie haben es gehört, wie ich bei meinem Abzuge von Alzenau laut ausrief: der Amtmann gehört an den Galgen oder auf das Rad! Ach Gott, wäre ich doch nicht nach Alzenau gekommen!" und dabei zog er die Decke über das Gesicht, als wollte er sich vor Jemanden verbergen.

Christine blickte zum Himmel und rang weinend die Hände. Ich konnte es nimmer länger hier aushalten, drückte stumm der armen Frau den Rest meiner Börse in die Hand und entfernte mich stille. Des Abends übersandte ich ihr die Summe von 150 Gulden und reiste des Morgens am andern Tage in aller Frühe ab. Nach wenigen Wochen hörte ich, daß der Tod den Unglücklichen von allem irdischen Elende und dem größten wohl, dem völligen Ausbruche des Wahnsinnes erlöset hätte. Er hatte Recht! gut wäre es gewesen, wenn er nie nach Alzenau gekommen; besser noch, hätte er mit den Waffen des Christen, mit Gebet, Wachsamkeit und Starkmuth den Lockungen seines Verführers, des Amtmannes, widerstanden.

Neuntes Kapitel.

Ich schiffe über das Meer — Abenteuer in den Wäldern Nordamerika's — die Pflanzung und ihre Bewohner.

Ich übergehe nun einen Zeitraum von zehn Jahren; sie verflossen in ruhiger, geregelter Berufsthätigkeit ohne besonders erwähnungswerthe Ereignisse für mich. Nur hatte ich den Tod meines edlen Gönners, des Generals v. L.....m zu beklagen; noch auf dem Todbette gab er mir ein Zeichen seiner treuen Liebe und bedachte mich in seinem Testamente mit einem sehr bedeutenden Vermächtnisse. Ganz in der Stille hatte ich während dieser Zeit die Forschungen nach Onkel Richard fortgesetzt, jedoch ohne sichere Kunde von ihm oder von seinem Geschicke zu erhalten. Doch schien es keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß er sich nach Amerika gewendet hätte. Wie sehr ward ich daher nicht überrascht, als ich ganz unvermuthet in öffentlichen Blättern die Aufforderung las, es könne und wolle Richard Müller, aus Deutschland gebürtig, früherhin Schiffsmeister und Steuermann, dann Besitzer des Gutes Darcy in der Grafschaft Connaught in Irland, der vor etwa 15 Jahren sein Besitzthum in Folge eines Streites mit den Edelleuten John Cr...on oder Henry Ar—noth verlassen, wieder dahin zurückkehren, nach dem durch das offene, freiwillige Geständniß des am 16. März heurigen Jahres verstorbenen John Cr...on sich seine völlige Unschuld hinsichtlich der ihm zur Last gelegten Tödtung

des Henry Ar—oth herausstelle, und zu gleicher Zeit sey es ihm unbenommen, weitere Rechtsansprüche auf Entschädigungen geltend zu machen. Wie groß war nicht meine Freude, in deren sonnige Wärme nur das Bild des tückischen Heidelbergers kalten, finstern Schatten warf! Ich faßte jetzt den Entschluß, mich selber nach Irland, und wenn es seyn müßte, sogar nach Amerika zu begeben und an Ort und Stelle in Person die Nachforschungen zu betreiben. Als ich in dieser Absicht bei dem Commandanten des Generalstabes um Urlaub nachsuchte, sprach dieser: „Es thut mir leid, Euch die Bitte nicht gewähren zu können; aber geduldet Euch; deßhalb kommt Ihr doch nach Amerika und zwar schneller und jedenfalls wohlfeiler, als Ihr glaubt!“ Bei diesen Worten klopfte mir der Commandant mit freundlichem Lächeln auf die Schultern und entließ mich mit dem Bedeuten, ich möge immerhin meine Vorbereitungen zur Reise nach Amerika treffen. Das war ein räthselhafter Bescheid; aber die nächste Woche schon brachte die Enthüllung. —

Die Zwistigkeiten, welche seit längerer Zeit zwischen den englischen Provinzen Nordamerika's und dem Mutterlande, dem stolzen, mächtigen Großbritanien herrschten, waren immer bedenklicher geworden und zuletzt in Aufruhr und Abfall ausgebrochen. England bot Alles auf, den Aufstand zu unterdrücken und die rebellischen Provinzen zum Gehorsam und zwar nöthigenfalls selbst mit Waffengewalt zurückzuführen. Ein schönes Heer, befehligt von den Generalen Howe, Bourgoyne und Clinton, von einer starken Flotte begleitet, schiffte nach Nordamerika und landete zu Bo-

ston (1775). Wohl erfochten die Engländer des Anfangs nicht unbedeutende Vortheile; allein bald fanden sie den heftigsten Widerstand. Washington, ein trefflicher Feldherr, war an die Spitze der Amerikaner getreten, und bald erkannten die englischen Generale, daß ihre Streitkräfte zu Besiegung eines solchen Gegners nicht ausreichten und um das Doppelte verstärkt werden müßten. England sandte neue Schaaren und nahm dann die Truppen deutscher Fürsten in Sold. Auch mein Landesherr stellte für englisches Geld ein schönes Corps versuchter, tapferer Truppen auf. Mich traf das Loos, mit diesem Corps nach Amerika zu ziehen; so lieb es mir auch war, Amerika zu betreten, so wollte ich doch, es wäre in anderer Weise geschehen. Aber ein Soldat hat nicht zu fragen, wie oder warum? Die Pflicht gebietet, und der Gehorsam ist stumm. So schifften wir uns ein; ich bemerke nur noch, daß ich kurz vor der Einschiffung zum Major befördert wurde.

Wir landeten glücklich in New-Jersey. Unsere Veteranen, welche den siebenjährigen Krieg mitgemacht, und darin allerdings etwas erfahren hatten, sahen bald, daß derselbe ein Kinderspiel gegen die Beschwerden und Entbehrungen sey, welche ihnen der Feldzug in Amerika auferlegte. Höchst anstrengende Märsche auf den schlechtesten Wegen, Märsche durch endlose, dichte Wälder, wo die Kugeln der trefflichen amerikanischen Schützen, oder die Pfeile der Indianer blitzesschnell aus sicherm Versteck abgesendet, nie ihres Zieles verfehlten, Märsche über Sümpfe oder Berge wurden bald etwas Gewöhnliches und mußten die Truppen entkräften. Dazu kam noch die unordentliche

Verpflegung; die bitterste Noth litt oft der Soldat, Tage lang fehlte ihm nicht selten die Speise; es kam vor, daß aus Hunger die ledernen Hosen verzehrt wurden. Als Feinde standen nicht blos Amerikaner, die Abkömmlinge von Weißen und Christen uns entgegen, sondern Indianer, Rothhäute, Heiden und Götzendiener, die im Kampfe die größte Grausamkeit bewiesen und namentlich die Gefangenen oft unmenschlich marterten. Indessen, ein disciplinirter Soldat thut unter allen Verhältnissen seine Schuldigkeit; auch wir thaten die unsrige tapfer; das sahen die Amerikaner zuerst, als wir ihnen unter dem General Knyphausen mit den Engländern das überaus starke Fort Washington nahmen und daselbst fast 3000 Gefangene machten. Hier, wie in allen Gefechten, behaupteten unsere Truppen den Ruf deutscher Tapferkeit und bald fürchteten uns die Amerikaner mehr, als die Engländer selber. Doch genug von den kriegerischen Begebenheiten; ich komme jetzt zu dem merkwürdigsten, ergreifendsten Ereignisse meines Lebens.

Es war bald nach Einnahme des Fortes Washington, als ich den Befehl erhielt, mit 200 Jägern den Hudson hinauf zu gehen, und genaue Erkundigungen über die Amerikaner, ihre Stellungen und Befestigungen einzuziehen. Ein schwieriger Auftrag! der Weg führte theils durch fast undurchdringliche Waldungen, theils über steiliges Gebirge; dazu war die Jahreszeit bereits vorgerückt, und schon begann es kalt zu werden. Trotz aller Schwierigkeiten setzten wir uns in Marsch; schon den ersten Tag hatten wir ein kleines Gefecht mit den Amerikanern, die indessen nach kurzem Widerstande zurückwichen, und un-

gehindert drangen wir immer weiter vor, immer tiefer in die Wälder, ohne jedoch, wie wir gehofft hatten, auf irgend ein Fort, eine größere Ortschaft oder auf eine Truppe Feinde zu stoßen.

So waren wir fünf Tage in den Wäldern umhergeirrt, und dachten schon auf die Heimkehr. Da ergoß sich der Regen in Strömen zwei Tage lang und wandelte das ganze Land, weit umher, Thal und Wald, in einen endlosen See. Zur rechten Zeit flüchteten wir uns auf einen Berg, blieben jedoch daselbst der ganzen Wuth des Unwetters ausgesetzt; es war uns unmöglich, Feuer zu machen, da Regen und Wind es jeden Augenblick auslöschten; manche von uns stürzten todt zu Boden, von den Bäumen erschlagen, die des Sturmes Macht wie schwaches Rohr knickte und dann krachend zu Boden warf. Als wir gegen das Ende des Unwetters hungrig, halb verfroren, durchnäßt bis auf die Haut den Berg verließen, und den Heimweg antreten wollten, kamen wir, wie das Sprüchwort sagt, aus dem Regen in die Traufe. Wir wurden nämlich ganz unvermuthet von einer überlegenen Schaar Indianer und Amerikaner überfallen. Kein Gewehr ging des Regens halber los; man schlug sich Mann gegen Mann mit dem Kolben, dem Bajonette; wir siegten zwar nach hartem Kampfe und schweren Verlusten. Aber schon des andern Tages griffen uns die Amerikaner mit den Indianern wieder an; auch dießmal schlugen wir sie zurück; doch ward uns jetzt die traurige Gewißheit, daß wir auf dem Wege, auf welchem wir gekommen, nimmermehr rückzukehren vermöchten. Der Regen hatte alle Pfade unwegsam gemacht; die Indianer und Ameri-

kaner schwärmten rastlos an unserer Seite und tödteten uns manchen wackern Soldaten. Immer weiter wurden wir vom rechten Ufer des Hudsons weggedrängt und in die Tiefe der Wälder getrieben. Die Noth war groß; binnen wenigen Tagen war meine Schaar von 200 rüstigen Männern bis auf 60 Ermüdete, zum Theile Verwundete geschmolzen, dazu hatte ich alle meine Offiziere verloren. Der Proviant, den wir mitgenommen, war bereits aufgezehrt; kümmerlich nährten wir uns von dem Fleische des Wildes; weit gefährlicher noch drohte der Mangel an Pulver und Blei zu werden. Trotz alles Elendes dachte doch Keiner von uns sich dem Feinde zu ergeben. So irrten wir acht Tage lang in den Tiefen und Schlünden der Wälder umher, und hofften, etwa doch auf eine Schaar der Unserigen zu treffen. Nicht Ein Mann, nicht Eine Kunde kam zu uns; dagegen waren auch zu unserer großen Verwunderung die Indianer und Amerikaner, unsere Verfolger, plötzlich wie weggeblasen und verschwunden. Späterhin erfuhr ich, daß Washington, um das sehr geschwächte Hauptheer zu verstärken, alle einzeln entsendete Streifcorps zu sich nach seinem Lager am Delaware berufen hatte.

An einem Abende, wo wir auf der Spitze einer kleinen Höhe unser Lager genommen, und uns anschickten, unser Abendmahl, einige Reste Mehl und zwei Rehe, die wir heute geschossen, zu bereiten, kamen zwei unserer Jäger, welche als Wache die Runde machten, mit der freudigen Botschaft zurück, sie hätten unten am Fuße des Hügels ein kleines Dorf entdeckt. Das war ein Jubel, etwa dem gleich, welcher die Herzen der Seeleute erfüllt, wenn sie nach

langer, mühsamer Fahrt auf eine Insel stoßen. Sogleich traf ich die nöthigen Anordnungen, nahm 20 Mann mit mir, und gab dem Reste Befehl, falls sie schießen hörten, auf der Stelle uns nach dem Dörflein zu folgen.

Langsam und vorsichtig stiegen wir den Hügel durch die Waldung hinab, welche das Dörflein gleichsam mit schützenden Armen bedeckte, und erst, als wir dasselbe so zu sagen greifen konnten, wurden wir seiner ansichtig. Die Sonne ging eben unter, und von ihrem Lichte bestrahlt, bot sich unserm Blicke ein anmuthiges Bild. Es war nicht so fast eine Ortschaft, als vielmehr eine großartige Pachtung; sie konnte aber mit dem stattlichen Herrenhause, den Wohngebäuden der Dienstboten, den Oekonomiegebäuden und Vorrathshäusern gar wohl für ein Dörflein gelten. Am Abhange des Hügels gelegen, war es auf der rechten Seite von den Wäldern umgeben, auf deren linken von einem Flusse begränzt, und eine große, fruchtbare, reich bebaute Ebene dehnte sich bis an die Berge aus, welche in einer Entfernung von etwa fünf bis sechs Stunden sich riesengroß erhoben. Nicht leicht hatte ich einen Punkt getroffen, der Alles für die günstige Anlage einer großen Pflanzung in so reicher Fülle bot, wie dieser. Am meisten machte auf mich diese Ruhe, der stille und dabei doch freundliche Ernst der Landschaft Eindruck.

Unsere Ankunft verbreitete in der Pachtung Verwunderung; allein von Furcht und Schrecken konnte ich nichts wahrnehmen. Im Augenblicke sahen wir uns von mehr als zwanzig Männern, Frauen und Kindern umgeben, die uns neugierig anstarrten. Ich

wandte mich an den Aeltesten aus ihnen, einen ehrwürdigen Greis mit weißen Haaren, und sagte ihm, daß ich ein Offizier aus dem englischen Lager sey und für mich und meine Leute ein Nachtquartier begehre.

„Jeder Fremde, der hieher kömmt, wird gerne aufgenommen und erhält Obdach und Speise," antwortete dieser; „aber seht, dort kommt Paul, der Verwalter, das geht diesem an; wendet Euch an ihn."

Ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit freundlichen verständigen Zügen, nahte sich mir, begrüßte mich und fragte dann, was mein Wille wäre?

„Quartier für mich und meine Leute!" sprach ich; dann seyd so gut und führt mich zu der Obrigkeit, oder dem Herrn dieses Ortes."

„Dieser Ort ist eine Pachtung, und der Eigenthümer, Herr Amison, ist dermalen nicht hier."

„Und wer vertritt dann seine Stelle?"

„Wer anders, als Madame, seine Frau?" entgegnete der Verwalter so ruhig, als wäre dieß eine Sache, die sich von selbst verstünde. „Wollt Ihr sie sprechen, Herr?"

„Ja, führt mich zu ihr!" erwiederte ich, stellte eilends die nöthigen Wachtposten aus und ließ meine ermüdeten Soldaten auf den Bänken, die längs der Gartenmauer des Herrenhauses angebracht waren, Platz nehmen. Dann folgte ich dem Verwalter über die Estrade in das Innere des sehr fest gebauten und geräumigen Hauses in eine Art von großem Vorzimmer. Hier ließ mich Paul allein, und eilte fort, Madame zu rufen. Neugierig betrachtete ich das Zimmer; es war einfach aber geschmackvoll eingerichtet, die Meubel von Eichenholz und nicht ohne Eleganz

gearbeitet, die Wände mit Landschaften geschmückt. Was jedoch mich am meisten überraschte und erfreute, war ein Crucifix hoch über der Schwelle hängend, als sollte es eines Jeglichen Eingang und Ausgang behüten. Seit langer Zeit hatte mich dieser Anblick nicht erquickt, und unwillkürlich, von einer inneren Ahnung getrieben, daß ich des Schutzes meines Heilandes wohl in Bälde und mehr denn sonst bedürftig seyn würde, richtete ich ein kurzes Gebet zu Dem, von welchem alle Hilfe kommt. Paul unterbrach mich und meldete, daß Madame, seine Gebieterin, sogleich erscheinen würde. Ihm auf dem Fuße folgten zwei Diener von schwarzer Farbe; der Eine brachte mir Wein und Liqueur mit Schinken, Käse und Brod von ausgesuchter Güte, der Andere zündete zwei große Wachskerzen auf silbernen Leuchtern an: denn es begann bereits zu dunkeln. Ich schnitt mir ein Stück Schinken ab und begehrte Wasser; die Neger eilten fort, und ich sah mit stillem Behagen durch das Fenster auf den Hof hinaus, wo Paul mit mehreren Dienern eben beschäftigt war, meine hungrigen müden Bursche mit Bier, Branntwein und Brod zu bewirthen und ihnen binnen einiger Stunden eine tüchtige Portion Braten in Aussicht stellte. Wie das den armen Burschen schmeckte, die fast vierzehn Tage über keinen Bissen Brodes gesehen, geschweige denn gegessen hatten!

Zehntes Kapitel.

Madame und Herr Amison, die Gebieter der Pflanzung.

Da öffnete sich die Thüre des Seitenzimmers, und Madame nahte sich mir. Wie überraschte mich ihr Anblick! Vor mir stand eine Frau in langem, züchtigem Gewande, kaum dreißig Jahre alt, mittleren zarten Wuchses, das Antlitz etwas bleich, doch wahrhaft edel und herzgewinnend gebildet. Diese Züge, so schön und doch so ausdrucksvoll, so ernst und doch so mild, sie waren mir nicht unbekannt; ich hatte sie bereits gesehen, aber wann und wo?

Diesem Eindrucke hingegeben, konnte ich das Auge von ihr nicht so bald wenden; es war mir in diesem Augenblicke nicht möglich, die stumme achtungsvolle Neigung, mit der sie mich begrüßte, anders als durch eine steife, militärische Salutation zu erwiedern. Dieser starre Blick, dieses Schweigen von meiner Seite schien sie anfänglich zu befremden und verlegen zu machen. Doch war sie es, die zuerst sich faßte, und, das Schweigen brechend, mit klangvoller Stimme an mich die Worte richtete: „Herr Major, was auch immer Euch in dieses stille Haus führt, ich heiße Euch und die Eurigen willkommen! Ich bitte Gott, daß Er Euern Eintritt in dasselbe segnen wolle, und Euch, daß Ihr im Frieden kommt.“

Wie schön, wie würdig und christlich war nicht diese Begrüßung! Waren mir die Züge von Madame nicht unbekannt, so meint' ich auch diese Stimme

schon einmal in diesem Leben gehört zu haben. Ich dankte Madame, und fuhr dann fort: „Das Spiel des Krieges hat mich und meine Leute hieher geführt, und ich bitte Euch, uns Quartier auf einige Tage zu geben."

„Mit Vergnügen; allein Ihr bittet, wo Ihr befehlen könnt."

„Das ist noch die Frage, Madame," sprach ich und wollte, an ihre Worte anknüpfend, mir jetzt die Gewißheit verschaffen, ob der Herr dieses Hauses der englischen oder amerikanischen Partei zugethan sei. „Befehlen kann ich dem Feinde, den Freund werd' ich jederzeit bitten. Gestattet mir doch die Freude, Euch bitten zu dürfen."

Da lächelte sie freundlich. „Ihr seyd sehr höflich, Herr Major," begann sie; „aber Ihr laßt uns nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Ihr uns nicht zu Euern Feinden zählt. Vor mehr als fünfzehn Jahren haben wir dieß Stück Landes von den Creec-Indianern gekauft, und hier uns angebaut. Ferne, fast abgeschieden von den übrigen Menschen, leben wir darauf mit Allen im Frieden."

„Aber die Creec-Indianer," fiel ich ein, „halten es mit den Aufständischen."

„So hab' auch ich gehört; allein dieser Grund und Boden gehört uns, nicht den Indianern mehr. Von jeher war dieses Thal des Friedens Stätte. Ich bitte Euch, edler Herr, um Gotteswillen, stört nicht den Frieden, zernichtet nicht unser einzig' Glück. Begehrt, was Ihr braucht; nehmt, was Euch gefällt. Alles Gute, das wir Euch an den Augen nur ab-

sehen können, werden wir Euch thun, nur trübt uns den Frieden nicht!"

Diese flehentlichen Worte hatte Madame mit einem Blick voll Sorge begleitet; es war eine Mutter, welche für ihre Kinder bat. Wie rührte mich nicht diese so zarte, besorgte Liebe! Ich betheuerte ihr mit aufrichtigem Herzen, den Frieden in ihrem Hause zu bewahren und die strengste Zucht unter meinen Soldaten aufrecht zu erhalten. Und doch wollte Gott es anders; nicht den Oelzweig, sondern das Schwert der strafenden Gerechtigkeit sollte ich in dieses Haus tragen.

Madame eilte fort, um für die Aufnahme ihrer so zahlreichen Gäste Sorge zu tragen; sogleich gab sie Befehl, zwei Ochsen und mehrere Kälber und Schafe zu schlachten und die Soldaten in ein großes zur Aufbewahrung von Wolle, Leinwand, Flachs und Hanf bestimmtes Gebäude für die kommende Nacht unterzubringen. Dieses Gebäude ward nun unsere Caserne. Ich meinerseits beorderte unverzüglich den Rest meines Commando's zu uns zu stoßen. So begann ein reges Leben noch spät Abends in der so stillen Pflanzung; überall fanden meine Bursche die beste Aufnahme; rührend war es, wie die Einen der Bewohner ihr Brod und Fleisch, die Andern ihre Betten und Kleider mit uns theilen wollten. Für das Alles aber sorgte die Güte Madames; — wahrlich, diese war unerschöpflich, wie ihre Vorrathskammern. In dem großen Speisesaal ihrer männlichen Dienstboten (die weiblichen hatten einen besonderen) erhielt jeder Soldat schon eine Stunde nach dem Einmarsche seine warme Suppe, seinen Braten mit

einem tüchtigen Stück Brod und einer reichen Portion Branntwein; desgleichen fanden sie, als sie sich zum Schlafen nach dem oberwähnten Gebäude begaben, die nöthige Anzahl Matrazen auf frischem Stroh, und — welch' ein Jubel — für jeden Mann ein Paar frischer Socken und ein neues Hemd von guter starker Leinwand. Die Kranken und Verwundeten, deren wir etwa fünfzehn zählten, nahm die gute Frau in das Herrenhaus auf, wies ihnen Betten an, und pflegte sie mit der Liebe einer wahren Samaritanerin. Ward der gemeine Soldat mit solcher Güte und Aufmerksamkeit behandelt, so ist leicht zu ermessen, daß des kommandirenden Offiziers um so weniger vergessen ward. Madame ließ mir in der That ein leckeres Mahl bereiten und erlesene Speisen aufsetzen; aber ich hatte nur einige Augenblicke die Freude, sie bei mir an der Tafel zu sehen, da sie die Sorge für die Pflege der Meinigen zu sehr in Anspruch nahm. Sehr verwunderte sie sich über meine Enthaltsamkeit vom Weine und noch mehr als sie der Verwalter, der mir statt ihrer Gesellschaft leistete. Nach dem Abendessen erbot er sich, mir das für mich bestimmte Schlafzimmer zu zeigen. Es war sehr geschmackvoll und bequem eingerichtet; allein ich zog es vor, bei meinen Leuten zu schlafen, und Madame ließ mir bei ihnen eine eigene Kammer sogleich wohnlich einrichten. Noch immer schien mir Vorsicht nöthig; wie sehr ich auch von dem ehrenhaften Charakter Madames überzeugt war, so kannte ich doch weder ihren Gatten, noch das Feld, auf das mich ein so seltsamer Zufall versetzt hatte; und zudem hatte ich auf diesem unseligen Marsche alle Offiziere verloren. Deß-

halb traf ich alle Vorsichtsmaßregeln, als wäre ich in Feindes Land und in Feindes Nähe; wie gut ich daran that, zeigte sich bald.

Ich kam erst um Mitternacht zur Ruhe, und genoß — zum erstenmal seit langer Zeit — eines erquicklichen ununterbrochenen Schlummers. Ebenso wie ich hatten auch meine Bursche gut geschlafen; kaum waren wir in den Kleidern, als auch schon der Verwalter von mehreren Dienern begleitet, mit dem Frühstück, mit Kaffee, Branntwein, Butter und Brod erschien, und dasselbe in reichlichen Portionen unter die Soldaten austheilte, mich aber Namens seiner Gebieterin einlud, bei ihr im Herrenhause es einzunehmen. Madame empfing mich mit herzlicher Freundlichkeit, bewirthete mich in fürstlicher Weise und bewies in dem Gespräch, daß ihr nicht blos Güte, sondern auch Geist und Kenntnisse in überraschendem Maße verliehen waren. Alles, was sie sprach und that, war von einer religiösen Wärme durchhaucht; und dieselbe, weil vom Herzen kommend, durchdrang wiederum die Herzen. Mit unverkennbarer Freude hörte sie es, wie sehr mich der Anblick des Kreuzes über der Schwelle ihrer Thüre erquickt hatte.

„So seyd Ihr Katholik?“ fragte sie lebhaft.

„Ich bin es,“ antwortete ich; „und täuscht mich nicht Alles, so darf ich auch Euch zu meinen Glaubensgenossen zählen.“

„Ja wohl, Gott sey's gedankt, ich habe das Glück, der Kirche Jesu anzugehören,“ rief sie mit bewegter Stimme und eine Art heiliger Freude überstrahlte ihr Antlitz. Es gibt dahier, wo wir fast in gänzlicher Trennung von der Menschheit leben, der

Entbehrungen gar viele; doch keine empfand ich schmerzlicher, als den Mangel einer Kirche und eines Priesters. Ich habe hier für die Meinigen eine kleine Kapelle eingerichtet; allein der Priester, der uns darin das Brod des Lebens bräche, uns die Gnade der heiligen Sakramente und den Trost der heiligen Messe böte, der fehlt. Doch, Gott sey Dank, ganz verlassen sind wir doch nicht; seit zwei Jahren haben wir das Glück, von einem Missionspriester, einem Jesuiten aus Canada, des Jahres dreimal, zu Weinachten, Ostern und Pfingsten, besucht zu werden. Wie sehnen wir uns nicht nach dieser Zeit! Dieß sind wahrhaft für uns Tage, die der Herr gesegnet hat, Tage des Heiles und der Freude. Da hören wir wiederum das himmlische Wort der Wahrheit, da empfangen wir wiederum die Reinigung der Seelen durch die Beicht und die Seligkeit der Kommunion; sind Brautleute da, so werden sie ehelich verbunden, die Neugebornen getauft, die Kranken mit den heiligen Sakramenten versehen. Glaubt mir's, edler Herr, wenn man so abgeschnitten von allen Lebensbächen einsam und verlassen in der Wüste steht wie hier, da erst fühlt man den Trost des Glaubens an den Heiland in seiner ganzen Süßigkeit, da erst gibt sich das Herz mit voller Inbrunst sich Ihm hin, und diese Hingabe erleichtert dann jedes, auch das schwerste Kreuz."

Ihr Auge leuchtete bei diesen Worten in wundersamem Glanze, und eine helle Röthe wie Morgenschein überflog ihr Antlitz, das in diesem Augenblicke von englischer Verklärung umflossen war. Dann aber, als hätte sie zu viel gesprochen, begann sie nach einigen Augenblicken: „Ich möchte gerne meine kranken

Kinder besuchen; Herr Major, wollt Ihr mich begleiten?"

„Wie, Madame, Ihr habt Kinder?" fragte ich etwas verwundert; ich hatte noch Keines gesehen.

„Genug, Herr Major; Alle, die Ihr hier in der Pflanzung seht, gehören zu meiner Familie, und ich betrachte sie als meine Kinder. Doch, ich habe zunächst nicht diese gemeint; es sind die Kranken und Verwundeten Euers Corps, die ich jetzt als meine Kinder angenommen habe, wenn sie mich anders als ihre Mutter erkennen."

„O Madame, wie groß ist doch Eure Güte!" rief ich überrascht und tiefbewegt; „wie glücklich sind wir nicht, wenn Ihr uns als Söhne aufnehmen wollt!"

Madame schellte; es erschienen nun auf ihren Befehl zwei ältliche Frauen mit Charpie, Wundpflaster und einigen Arzneien. „Bei unserer Abgeschiedenheit von jeglichem Orte müssen wir eine kleine Hausapotheke haben," sprach sie zu mir; „die Krankheit, so uns zumeist plagt, ist das Wechselfieber; doch hier — sie wies auf weißes Pulver — ist China, und das ist ein sicheres Mittel."

Ich folgte ihr mit den Frauen in den obern Stock; hier lagen die Kranken und Verwundeten in zwei geräumigen, lüftigen Sälen auf bequemen Matrazen, und, wie ich sah, ganz neu mit Wäsche versehen. Zwei Wärter waren zu ihrer Pflege bestimmt. Fast alle Kranken, zwei ausgenommen, zeigten deutlich die Spuren einer guten Nacht und der eingetretenen Besserung. Sie begrüßten mich und Madame mit freudigem Zurufe. Die Letztere, von einem Bette zum andern gehend, unterhielt sich mit Jedem auf die

liebevollste Weise und wußte ihm ein passendes trostreiches Wort zu geben. Ich bemerkte Blut in einer Schüssel und erhielt auf meine Frage zur Antwort, es rühre von einer Aderlaß her, die bei einem der Verwundeten, August mit Namen, nöthig geworden und vor zwei Stunden vorgenommen worden sey.

„Also ist hier ein Wundarzt? wie gut ist das! wo ist er?" fragte ich den neben mir stehenden Krankenwärter.

„Es ist Madame selber," erwiederte er.

Verwundert blickte ich auf die merkwürdige Frau, die eben beschäftigt war, einem der Verwundeten einen frischen Verband umzulegen.

„Noth bricht Eisen," sprach Madame mit freundlichem Lächeln; „auf hundert Stunden gibt es hier weder Apotheke noch Arzt. Da muß man sich zu helfen suchen. Eine Aderlaß ist eben noch kein großes Kunststück; seit fünfzehn Jahren pfusche ich schon den Doktoren in das Handwerk. Meine Mutter, die Tochter eines Wundarztes in Irland, lehrte es mich und ich begleitete sie gar oft, ging sie die Kranken zu besuchen. Wer die Zustände meiner armen Heimath kennt, der weiß auch, daß oft auf Meilen weit kein Arzt zu finden ist. Wie viele der Armen und Kranken kamen da zu meiner Mutter und riefen sie um Hilfe an!"

Mein Erstaunen stieg, als ich sie mit den Kranken, von denen die Wenigsten nur Ein Wort Englisch verstanden, rein und geläufig deutsch reden hörte. Als ich ihr darüber meine freudige Verwunderung ausdrückte, entgegnete sie: „Wie sollt' ich nicht deutsch

verstehen? es ist ja die Sprache meines verstorbenen Vaters und meines Gatten!"

„So dank' ich Gott für jenen Sturm, für alle Noth, durch die Er mich hieher in dieß so gastliche Haus geführt hat. Wie freue ich mich, Euern Gemahl, als Landsmann begrüßen zu dürfen!"

Madame sah mich bei diesen Worten ernst, ja wehmüthig fast an. Nach einer Pause sprach sie gepreßt: „Es wird meinem Gatten gewiß eine Ehre seyn, Euch kennen zu lernen."

„Werd' ich bald das Vergnügen haben, Euern Gemahl zu sehen?" fuhr ich weiter.

„Vielleicht wird er in einigen Tagen zurückkehren, vielleicht kann es auch noch länger währen," entgegnete sie. Aber, wie es mir schien, mit Absicht das Gespräch über diesen Gegenstand abbrechend, trat sie zu einem der Verwundeten, den vor zwei Tagen erst der Pfeil eines Indianers leicht nur an der Schulter getroffen hatte. Die Geschwulst war in der That über die Maßen groß, und es kam mir sehr auffallend vor, daß eine so leichte Wunde bei der Jugend und kräftigen Constitution des Verletzten nicht heilen wolle.

„Der Pfeil war in Gift getaucht," flüsterte Madame mir traurig zu; „alle Hilfe ist vergebens; bis Abends ist er eine Leiche."

Der arme August war nicht der Einzige aus uns, welcher durch vergiftete Waffen ein frühes Ende fand. Madame vollendete ihren Krankenbesuch in der liebevollsten Weise, und ging dann, ihre Hausgeschäfte zu besorgen, die durch unsere Ankunft einen bedeutenden Zuwachs erfahren hatten. Ich begab mich zu

meinen Burschen, ließ sie einige Uebungen vornehmen, und gönnte ihnen dann die wohlverdiente Erholung; nur sandte ich einige Posten ab, die Nachbarschaft zu erkundigen. Sie trafen überall Ruhe, nirgends etwas Verdächtiges.

Bald darnach erschien Paul, der Verwalter, brachte meinen Burschen Brod und Branntwein, und erbat sich meine Befehle; ich hatte ihm für diesen Augenblick keine zu geben; sein Anerbieten aber, mir die Anlagen, die Vorrathskammern, die Oekonomiegebäude der Pflanzung zeigen zu wollen, nahm ich mit Dank an. Paul führte mich in den ziemlich ausgedehnten Anlagen umher. Was ich sah, übertraf in der That meine Erwartung; wie einfach und doch dabei so großartig, so gediegen und solid, so zweckmäßig war nicht Alles vom Größten bis zum Kleinsten angelegt und geordnet! Die Colonie erzeugte Alles, wessen sie bedurfte, selber, und enthielt an 120 Menschen, Weiße und Farbige, Freie und Sklaven, die es jedoch nur dem Namen nach waren. Der Boden, trefflich bebaut, lieferte Weizen und Roggen in Fülle; der Fluß und ein benachbarter See gaben Fische und Krebse, die Wälder spendeten einen Reichthum von Holz und Wild aller Art. Zahlreiche Heerden weideten auf den Wiesen längs des Flusses; Rinder, Schafe, Schweine, Geflügel jeder Gattung. Pferde gab es auf der Pflanzung an fünzig Stücke, meist englischer Abkunft. Eine eigene Brauerei versorgte die Bewohner mit Bier; ein Ziegel- und Kalkofen lieferten das Baumaterial, und jedes Handwerk, dessen man im gewöhnlichen Leben bedurfte, hatte hier seine Meister, als Schmiede, Schuster, Schreiner, Schnei-

der. Die Schafe liehen ihre Wolle zur Fertigung der Tücher; eben so wurden Lein und Hanf gewonnen. Kurz, für Alles war nicht blos zur Nothdurft, sondern sogar reichlich und zweckmäßig gesorgt. Eine so großartige Anlage zu gründen, sie in dieser Ordnung, in diesem Blühen zu erhalten, das vermochte nur ein überlegener Geist.

„Und wessen Werk ist wohl diese so schöne Schöpfung?“ fragte ich, nachdem ich Alles gesehen, den Verwalter.

„Den Grund zu der Pflanzung hat Capitän Amison gelegt, der Vater von Madame,“ war seine Antwort. „Seit seinem Tode führt Madame die Leitung des Ganzen. Allein, wir haben noch nicht Alles gesehen; hier ist die Schule!“

Er wies mir ein kleines von einem Gärtlein umgebenes Haus. „Hieher kommt Madame sehr oft und sieht nach und frägt die Kleinen fleißig aus. Auf die heilige Beicht und Communion bereitet sie die Kinder selber vor, das ist ihre Freude, das läßt sie sich nicht nehmen. Aber das versteht auch Madame. Ihr solltet sie nur einmal hören, wenn sie uns in der Kirche dort alle Sonn- und Feiertage das heilige Evangelium auslegt, so gut wie ein Geistlicher selber.“

„Was sagt Ihr da?“ rief ich verwundert; „wo ist denn Euer Kirchlein?“

Paul zeigte auf die Capelle, die etwas abgelegen in einiger Entfernung vom Herrenhause zwischen zwei hohen Wallnußbäumen stand und mit einem Thürmlein geziert war. In demselben Augenblicke ertönte das Glöcklein und ich sah die Bewohner der Pflan-

zung, Männer, Weiber und Kinder die Arbeit verlassen und zur Capelle eilen.

„Was bedeutet das?" fragte ich meinen Begleiter.

„Ich weiß es selbst nicht," antwortete er; es muß etwas Außerordentliches sich ereignet haben. In einem solchen Falle beruft uns Madame durch ein Glockenzeichen zum Gebete."

Wir traten in die Capelle ein, die einfach aber mit frommer Sinnigkeit geziert war und außer dem Altare mit einem schönen Bilde des gekreuzigten Heilandes und Seiner jungfräulichen Mutter noch die Stationen des Kreuzwegs in sich schloß. Madame kniete auf den Stufen des Altars und flehte die ewige Liebe Gottes um ein seliges Ende für einen Sterbenden an. Dieser Sterbende war der arme August. Mit Innigkeit und Herzigkeit stimmten die Gegenwärtigen in das Gebet ein, das allezeit, so oft ein Bewohner der Pflanzung mit dem Tode rang, in dieser Weise verrichtet wurde.

Nach der Andacht dankte ich Madame; aber ich konnte mich nicht enthalten, an sie die Frage zu richten, „ob sie auch für einen Protestanten (August war übrigens katholisch) das Gebet dargebracht hätte?"

„Gewiß," war ihre Antwort; „zu keiner Zeit bedarf ja der Mensch der Gnade Gottes und der Fürbitte mehr, als in der Stunde des Todes. Gebietet uns die Kirche ja, für die irrenden Brüder und Schwestern zu beten: wie dürfen wir es ihnen in der Stunde, wo sie des Gebetes am Meisten benöthigt sind, versagen? Lag in der Heimath, in Irland, einer unserer protestantischen Nachbarn im Sterben, so hielt es die Mutter für eine heilige Pflicht, für ihn die

Liebe Gottes um Erleuchtung, Bekehrung und Stärkung im letzten Kampfe zu bitten; dann kniete ich jederzeit an ihrer Seite und wir beteten dann für Jeden, mochte er der Katholiken Freund oder Feind seyn!"

Ich fühlte es, das war die Antwort eines wahrhaft katholisch glaubenden, katholisch liebenden Herzens, und sie rührte mich tief. Ich besuchte mit ihr nun den Sterbenden; er hatte noch das volle Bewußtseyn; er bot mir und seinen Kameraden die letzten Grüße.

Ich fragte ihn, „ob er noch einen Wunsch, ein Anliegen auf dem Herzen hätte?"

Mit schwacher Stimme äußerte er, gerne hätte er noch vor seinem Ende gebeichtet und die heiligen Sakramente empfangen. Aber das sey hier nicht möglich; Madame habe ihn getröstet, er solle nur die gute Meinung machen und dem Herrn vertrauen; in Seiner Barmherzigkeit würde Er den Willen für das Werk annehmen, und Er, welcher am Kreuze dem Schächer und Mörder verziehen, würde auch ihm die Gnade gewähren.

„Was gäb' ich jetzt darum, diesem Sterbenden den Trost der Beichte und die Gnaden der heiligen Oelung und Communion verschaffen zu können!" sprach leise Madame zu mir und ihre Augen schimmerten in Thränen; „aber die Liebe Gottes und die Verdienste Jesu ersetzen ja alle Mängel!"

August zuckte plötzlich heftig zusammen und seine Züge nahmen die bleiche Farbe des Todes an. Madame ließ jetzt die Sterbekerze anzünden, gab dem Verscheidenden ein kleines Cruzifix in die Hand und

ein Strahl heiliger Freude leuchtete über ihr Antlitz, als es derselbe brünstig an seine Lippen drückte und dabei vernehmbar stammelte: „Jesu, dir leb' ich, Jesu, dir sterb' ich!" Sie kniete sich nun an seiner Seite nieder, erweckte mit ihm noch einmal kurz und flammend die Gefühle des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und Reue, und bat uns dann, mit ihr für den Verscheidenden zu Gott zu rufen. Da knieten wir uns Alle hin; da ward manches kalte Herz wieder warm und mancher Mund stammelte wieder ein Vater unser, seit Jahren vielleicht das erste. Unter den wundersam ergreifenden Sterbegebeten der Kirche hauchte August, wie ein Sohn an dem Herzen der Mutter, in den Armen Madames die Seele aus.

Der ganze Auftritt hatte für Alle, selbst für die rohen Soldatengemüther etwas Erschütterndes; was diese ergriff, das war nicht der Tod, dem sie trotzig in das bleiche Gesicht zu schauen gewohnt waren; es war die Liebe eines religiösen, eines katholischen Gemüthes, die ihnen heute in so schöner Gestalt vor Augen getreten. Eine zarte Frau, die Gebieterin von hundert Sklaven und eines Landes, in das man leicht hundert deutsche Grafschaften setzen konnte, hatte nicht nur einen armen, gemeinen Soldaten in ihr Haus aufgenommen, sie hatte ihn auch gepflegt, verbunden, bei ihm die Nacht durchwacht — das waren die Werke der leiblichen Barmherzigkeit; doch sie hatten der Liebe dieser edlen Frau nicht genügt; sie hatte sich zugleich seiner Seele erbarmt, sie zu Gott hingeleitet, sie in der Reue wieder belebt, sie hatte ihn dem Bösen abgekämpft, und zu einem seligen Tode geholfen. Mit Staunen und Ehrfurcht blickten die Soldaten auf

dieß wunderbare Wesen, das ihnen mehr dem Himmel, als der Erde anzugehören schien. „Sie ist eine Heilige!“ hörte ich manchen rufen.

Und gewiß, Madame war es auch; nicht leicht hatte ich unter den Menschen ein größeres Maß der Liebe und Einsicht gefunden, als in dieser Frau, die Mutter einer ganzen Gemeinde, ihr Lehrer, Arzt und Priester zugleich geworden war. Machen Liebe und Leiden die Heilige, so hatte Madame sicherlich die erste Tugend in Fülle; aber auch die zweite fehlte nicht. Bald sollte ich erfahren, daß sie still und verborgen auf ihrem Haupte die Krone des Martyrthums trug, und zwar gewunden aus den stechendsten Dornen.

August's entseelte Hülle ward in dem Gottesacker der Pflanzung, der eine Viertelstunde von ihr zu Füßen des Hügels lag und das Aussehen eines Gartens hatte, zu Grabe getragen. Madame, die meisten Bewohner der Pflanzung und seine Kameraden gaben ihm das Geleite, beteten für ihn, worauf die Leiche unter der üblichen Salve in das Grab gesenkt ward. Schon des andern Tages schmückte die Ruhestätte des entschlafenen Kriegers ein Kreuz, die Gabe der Madame, die uns auch verhieß, durch den Pater der Mission, dessen Ankunft um Weihnachten oder Neujahr erwartet wurde, für den Entschlafenen einen Seelengottesdienst abhalten zu lassen. —

Eilftes Kapitel.

Tom — mein erstes Zusammentreffen mit Herrn Amison.

So hatten wir fünf Tage auf der Pflanzung zugebracht, und sie waren uns blitzesschnell auf die angenehmste Weise vergangen. Meine Bursche lebten wie im Paradiese, Madame ließ es ihnen an Nichts fehlen, und sorgte mit der edelsten Güte für Alles. Eben so bewiesen uns die übrigen Bewohner der Pflanzung Zutrauen und Freundschaft. Kein Wunder, daß Niemand vom Aufbruche sprach und Jeder nur mit Unlust daran dachte, diese stille, gastfreie Stätte verlassen zu müssen. Indessen konnte dieß auch so bald noch nicht geschehen. Noch hatte die Mannschaft nicht so weit sich erholt, daß sie den weiten gefahrvollen Rückmarsch durch Wälder und Sümpfe antreten konnte. Dann mußten wir auf unsere Kranken Rücksicht nehmen, und namentlich war es die liebevolle Madame, die vor dem Gedanken erschrak, diese halbgeheilten Fieberhaften und Verwundeten den Beschwerden eines solchen Marsches preisgegeben zu sehen. Als ich sie auf die Last hinwies, welche ihr die Verpflegung von fast fünfzig Kriegern verursachte, sprach sie mit gewohnter Güte: „Das kümmere Euch nicht, Herr Major! Ihr seht, Gott hat dieß Haus reichlich gesegnet; wären Euer zehnmal mehr, Ihr würdet Obdach und Speise finden. Schont Euch, laßt mir die Kranken eine Woche nur; dann mögt Ihr ziehen, wohin Euch die Pflicht ruft!“

Madame ermüdete in ihrer Güte nicht; sie gab meinen Burschen neue Schuhe, ein zweites Paar Socken, und einen Mantel von grauer Wolle — doppelt willkommen bei der Nähe des Winters. Mir verehrte sie ein herrliches Jagdgewehr, und ein ausgezeichnet schönes Pferd. Gerne besuchte ich jetzt die schönsten Punkte der Umgegend, und vertrieb mir die Zeit mit Jagen. Die nahen Wälder hatten einen Ueberfluß an Hasen, Rehen, Hirschen und selbst Wildschweine und Bären fanden sich vor. Als Führer und Begleiter auf diesen Partien hatte mir Madame einen jungen Indianer, Namens Tom, beigegeben und mich nach einem schönen deutschen Ausdrucke ihm „auf die Seele" gebunden. Tom hing mit einer Art von abergläubischer Verehrung an Madame und betrachtete sie als ein Wesen höherer Art; freilich, was sie ihm gethan, das hatte Niemand Anderer auf Erden ihm erwiesen. Verlassen, mit Blattern überdeckt, sterbend fast hatte man vor zehn Jahren einen Knaben in der Waldung auf dem Hügel gefunden, doch keiner wagte es, sich dem Blatterkranken zu nahen, geschweige denn ihn zu berühren. Selbst die Hunde blieben heulend, den Schweif furchtsam gesenkt, vor dem Unglücklichen stehen. Auf die Kunde davon fuhr Madame mit ihrem Einspänner in den Wald, lud den Knaben auf, und brachte ihn dann zu einer Badhütte am Flusse; hier reinigte und pflegte sie ihn mit der Liebe und der Aufopferung einer Christin, die freudig bereit ist, das zeitliche Leben hinzugeben, um das ewige dafür zu gewinnen. Tom genas wie durch ein Wunder, und er vergaß nie, wer ihm das Leben gerettet. Von nun an folgte Tom seiner Wohlthä-

terin wie ein Schatten mit der Treue und stummen Ergebenheit eines Hundes — man verzeihe mir diesen Ausdruck. Madame sorgte für ihn noch weiters; sie verschaffte ihm die Gnade der heiligen Taufe und den nothdürftigen Unterricht und behielt ihn immerfort in ihrer Nähe. Für sie wäre er in den Grund des Meeres getaucht, für sie durch das Feuer gegangen. Heranwachsend entfaltete er alle Eigenschaften seines Stammes: Treue und Ergebenheit bis zum Tode gegen Freunde, Haß und Rachsucht gegen die Beleidiger, Widerwillen gegen sitzende Arbeit; dagegen Fröhlichkeit und Leben, ging es zur Jagd, zum Fischfange, zum Reiten und Schießen. In allen körperlichen Uebungen, wo sich Muth, Gewandtheit und Geistesgegenwart bewähren, zeigte sich Tom Jedem überlegen, und bewunderungswerth zumal waren die Schärfe seiner Sinne, des Auges und des Ohres, wie die Schnelligkeit seiner Füße, die es ihm leicht machte, selbst Pferde im Laufe einzuholen. So war Tom, und ihm ward von Madame der Auftrag, in Allem meinen Willen zu thun und mir gleich ihr zu dienen. „Ihr dürft Euch durchaus auf ihn verlassen," bemerkte mir Madame; „seine Treue und sein Muth sind bewährt. Er wird nach dem Bilde der Indianer von nun an Euer Ohr und Euer Auge, Euer Fuß und Eure Hand seyn; er wird Euch bewachen wie ein Hund und Euch vertheidigen wie ein Bär. Er wird für Euch Alles wagen, und wenn es seyn muß, für Euch das Leben lassen!"

Wahrlich, dieß Lob war keine Uebertreibung! Du treuer Tom, du hast es bewiesen! du hast Alles für mich, ja dein Leben selber geopfert!

In Toms Begleitung durchstreifte ich bald die nächste Umgebung und manches Jagdabenteuer vergnügte mich. Dennoch drückte mich eine gewisse Unruhe, eine Spannung, und oft konnte ich mich der Ahnung nicht erwehren, daß ein großes Unglück mich hier noch bedrohe. Deßhalb war ich beständig auf der Hut und ließ fleißig patrouilliren. Doch nirgends zeigte sich etwas Verdächtiges. Was mir auffiel, war der Umstand, daß sich der Herr des Hauses gar nicht sehen ließ; in ein paar Tagen hatte man seine Rückkehr erwartet, wie mir Madame, die gewiß nicht log, selber versicherte; sie waren zwei- und dreimal verflossen — er war nicht gekommen; niemand schien ihn zu vermissen, niemand sprach von ihm, Madame selber nicht ausgenommen. Auf mein Befragen, ob ich den Herrn der Pflanzung vor meinem Abzuge noch sehen würde, entgegnete Paul, er wisse es nicht. Auf weitere Erkundigung, wohin wohl die Reise des Herrn gegangen, ward mir dieselbe Antwort; doch hieß es, er möge sich zu den Indianern begeben haben, um Pelzwerk einzukaufen. Paul gestand mir, daß es der Herr auf das strengste verboten, seinen Reisen nachzuspüren; indessen sey er ein leidenschaftlicher Jäger und liebe sehr die gebrannten Wässer. Uebrigens fand ich bei Allen der Pflanzung eine gewisse Scheu, über den Herrn sich zu äußern; es war klar, sie liebten ihn nicht, aber sie fürchteten ihn. Das geheimnißvolle Dunkel, das die Person des Hausherrn umgab, reizte meine Neugier; es sollte bald Licht werden, aber welch' ein Licht! — schauerlich und verderblich, gleich dem Lichte des Blitzes bei einem entfesselten Sturm.

Eines Abends saß ich mit Madame zu Tisch; da ließ Pferdegetrab sich vernehmen, und rasch stürmte es die Treppe herauf, die Thüre ward nicht so fast geöffnet, als aufgerissen — ein Mann mittlerer Größe, rothbraunen aufgedunsenen Gesichtes, mit einem langen Barte, im Jägergewande, die Reitgerte in der Hand, trat hastig ein.

„Lorenz!" rief Madame, und erhob sich, ihn zu begrüßen.

Der Mann aber stand bei meinem Anblick nicht blos überrascht, sondern einige Augenblicke wie erstarrt; dann zuckte er erbleichend zusammen.

„Lorenz! ist Euch nicht wohl?" fragte Madame besorgt, und bot ihm einen Stuhl.

„Es ist Nichts!" antwortete dieser, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne; „es ist nur leichter Schwindel — ich bin scharf geritten!"

„Wir haben Gäste während Eurer Abwesenheit erhalten," fuhr Madame fort und blickte auf mich.

Ich nahte mich nun, Herrn Amison zu begrüßen, und ich dankte ihm für Das, was mir und meinen Burschen in seinem Hause zu Theil geworden war.

„Ihr seyd sehr bescheiden," entgegnete er; „in der Regel ist der Soldat Herr, wohin er kömmt; gibt man ihm nicht, so nimmt er. Aber erlaubt mir nur die Frage: wie seyd Ihr denn hieher gekommen, in diesen Winkel der äußersten Gränze, von dessen Daseyn man in der ganzen weiten Welt so Viel wie Nichts weiß?"

Ich erzählte ihm offen Alles; Herr Amison horchte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; er fragte

fein und scharf, und mir entging es nicht, daß sein Auge heimlich lauernde, tückische Blitze auf mich schoß. Das Gespräch wandte sich auf den Krieg, dann auf das deutsche Vaterland. Als er meinen Namen, meine Heimat erfuhr, zuckte er auf's Neue wie in gähem Schreck zusammen, und schüttete dann, um seine Bewegung zu verbergen, ein Glas des stärksten Cognac's hinab.

„Aber, Herr Major," hob er plötzlich an, „was seh' ich? Ihr trinkt ja keinen Wein? oder steht die rechte Sorte nicht vor Euch? Befehlt; ich habe einen Keller, der, wie ich meine, nicht schlecht gefüllt ist."

Ich dankte und äußerte, daß ich nie Wein tränke.

„Aber dürft' ich Euch fragen, warum Ihr keinen Wein trinkt?"

„Ich gesteh' es Euch offen: ich trank früherhin als Student den Wein mit Leidenschaft; allein seitdem ein Schelm meine Schwachheit auf einer Vakanzreise benützte, mich trunken zu machen, und dann mich meines Geldes und meiner Papiere, die für mich von unendlichem Werthe waren, zu berauben, seitdem trinke ich kein anderes Getränk, als Wasser; so hab' ich geschworen."

Kaum hatte ich vollendet, als Herr Amison mit solcher Heftigkeit aufsprang, daß sein Stuhl umfiel; ohne ein Wort zu sagen, eilte er hinaus. Madame in der Sorge, es sey ihm ein plötzliches Unwohlseyn zugestoßen, folgte ihm. Das befremdete mich; doch mein Herz dachte nichts Arges. Bald kehrte sowohl Herr Amison, als auch Madame zurück. Der Erstere bat um Entschuldigung; jener Anfall von Schwin-

del, der ihn bereits beim Eintritt in das Zimmer ergriffen, hätte ihn wieder befallen.

Madame schaute ihn bei diesen Worten ernst, ja kummervoll an. Ohne darauf zu achten, begann Herr Amison ein Gespräch über die Jagd, und erzählte mir einige Abenteuer, die er mit Bären und mit Indianern bestanden. Er ward heiter, ja lustig; doch schien mir diese Heiterkeit etwas gezwungen zu seyn. Er bat mich um Erlaubniß, rauchen zu dürfen, und bot mir ausgesuchte Cigarren. Ich war sonst kein Feind einer guten Cigarre; allein seit zwei Tagen fühlte ich ein Leiden in meinem Magen, wohl die Folge erlittener Entbehrungen. Aus diesem Grunde, den ich nicht verschwieg, lehnte ich dankend sein Anerbieten ab.

„Soll ich Euch, Herr Major, eine Tasse Thee vor dem Schlafengehen bereiten?" fragte besorgt Madame.

„Ei, was Thee! Ihr Weiber wißt nichts, als Euern Thee," fiel Herr Amison ein. „Nein, Herr Major, ich weiß Euch etwas Besseres. Vorigen Jahres hab' ich in Quebek eine Magenelixir gekauft, die in ihrer Art einzig ist. Die schick' ich Euch; nehmt vor dem Schlafengehen davon drei Kaffeelöffel, und ich steh' Euch dafür, Ihr habt eine gute Nacht, und Euer Magenweh ist des andern Tags verschwunden!"

„Aber scharfe Mittel könnten das Uebel eher verschlimmern, als gut machen," bemerkte Madame.

„Es ist ein probates Mittel, versichere ich Euch; ich brauch' es selber öfter, und es hilft jederzeit," entgegnete etwas gereizt Herr Amison.

Ich dankte und erbat mir das Mittel, um der

Madame den Ausbruch des Zornes ihres Gatten zu ersparen. Madame entfernte sich bald, uns eine gute Nacht wünschend. Ich glaubte in dem Ton ihrer Stimme, in dem Blicke ihres Auges etwas Wehmüthiges, ja Trauriges zu gewahren. Auch ich brach bald auf; ich fühlte mich nicht wohl in der Gesellschaft eines Mannes, der bei aller äußeren Freundlichkeit doch etwas Scheues, Unruhiges, fast Tückisches in seinem Benehmen durchblicken ließ. Beim Abschied bot mir der Hausherr, Herr Amison, seine Arznei, ein kleines Fläschlein. „Es ist, ich wiederhol' es, ein probates Mittel; es wird Euch sicherlich helfen. Gute Nacht, Herr Major!"

Diese Worte waren von einem Lächeln, von einem Blicke begleitet, die mir eine Art Grauen einflößten. Ich nahm das Fläschlein, dankte und ging nachdenklich nach meiner Kammer; es war mir, als sey eine Last von meinem Herzen gefallen, da ich mich wieder von meinen wackern Burschen umgeben sah. Ich fühlte mich zu sehr aufgeregt, als daß ich sogleich hätte zur Ruhe gehen können; mich meinen Gedanken hingebend, schritt ich längere Zeit in meiner Kammer auf und ab; öfter fiel dabei mein Blick auf das Fläschlein, welches auf dem Tische neben meinem Bette stand; ich untersuchte es und fand, daß es eine starke, geistige Flüssigkeit mit eigenem Geruche enthielt. Ich überlegte es, ob ich diese Arznei nehmen sollte oder nicht. Da klopfte es leise an der Thüre, und Tom trat ein und brachte mir ein Pulver von Madame, mit der Bitte, ich solle dasselbe nehmen, gewiß, es würde mir gut thun. Wie hätte wohl zwischen der Gabe der lieben frommen Madame und

jener des Herrn Amison nur im Geringsten eine Wahl stattfinden können! Vor Toms Augen nahm ich das Pulver, und ging nach verrichtetem Nachtgebet zur Ruhe. Mein Schlummer war so erquicklich; ich schlief bis zum hellen Morgen.

Der schöne Morgen lockte mich in das Freie; kaum war ich einige Schritte gegangen, so traf ich auf Herrn Amison; dieser blieb bei meinem Anblicke stehen, als hätte er nicht recht gesehen; aber er faßte sich rasch, ging auf mich zu, und fragte, wie ich geschlafen?

„Vortrefflich! weit besser, als ich glauben durfte!" war meine Antwort.

„Habt Ihr mein Mittel gebraucht, Herr Major?" fuhr Herr Amison mit einem lauernden Blicke weiter.

„Das nicht; Madame, Euere Gemahlin, war so gütig, mir noch spät des Abends ein Pulver zu senden. Ich hatte nun die Wahl zwischen ihrem und Euerem Mittel; Ihr begreift," fügte ich lächelnd bei und versuchte zu scherzen, „daß ich als artiger Herr der Dame den Vorzug geben mußte."

„O ich begreife," rief er spöttisch und biß in die Lippen, als wollte er an ihnen seinen Zorn auslassen, „ich begreife; Ihr seyd in der That ein sehr artiger Herr — und Madame ist sehr besorgt. Da Ihr durch das Wundermittel meiner Frau schon hergestellt seyd, so ist das meinige überflüssig und ich ersuche Euch, es mir gefälligst und in Bälde wieder zu behändigen."

„Ihr sollt es noch diesen Vormittag sammt meinem herzlichen Danke erhalten," erwiederte ich etwas verstimmt. Herr Amison schien es zu bemerken, und bot Alles auf, mich wieder in gute Laune zu ver-

setzen. Wir gingen etwa eine halbe Stunde über die Pflanzung hinaus und kamen zu dem Saume eines dichten Waldes, hinter welchem sich ein merkwürdig geformter, großer Berg erhob; es fiel leichter Schnee und ein kalter Wind rauschte über die Föhren und Tannen.

Zwölftes Kapitel.

Die Jagd auf die grauen Bären.

„Habt Ihr schon einmal gehört von den grauen Bären, Herr Major?" hob Herr Amison plötzlich an und blieb stehen.

„Allerdings; sie sollen die stärksten und wildesten unter allen Bären seyn."

„So ist es; sie sind wilder als Tiger und stärker als die Löwen; sie fallen die Menschen an, und sind wahre Mörder der Rinder und Pferde. Da drinnen in den Schluchten dieses Berges hauset, wie ich mich gestern auf dem Heimwege überzeugt habe, ein ganzes Rudel dieser Bestien. Komm ich nicht zu ihnen, so kommen sie zu mir und beschädigen mir meine Heerden. Ich habe deßhalb Lust, ihnen heute Nachmittag eine Visite abzustatten; wollt Ihr mit von der Partie seyn?"

„Mit Freuden," erwiederte ich; denn ich liebte die Jagd ungemein und versprach mir von einem Zuge gegen solche Thiere etwas mehr Genuß, als von einer Schnepfen- oder Lerchenjagd. Es war bald

Zeit zum Frühstücke und wir kehrten deßhalb um. Da der Weg an meiner Caserne vorbeiführte, so eilte ich in meine Kammer hinauf, das Fläschlein für Herrn Amison zu holen, und gab zugleich meinen Burschen Befehl, sich diesen Vormittag für ein kleines Manöver bereit zu halten. Ich wollte dadurch Herrn Amison, der, mochte er nun wie immer geartet seyn, doch einmal mein Hausherr war, einen Beweis meiner Aufmerksamkeit geben und zugleich — ich gestehe es offen — mich bei ihm in Ansehen setzen. Fünfzig rüstige, wohlbewaffnete Bursche auf Einem Platze und an diesem Orte versammelt, schienen mir doch allerdings einigen Respekt einflößen zu müssen. Herr Amison begleitete mich auf meine Einladung in meine Kammer hinauf; ich gab ihm das Fläschlein, das er sogleich hastig ergriff und forschend betrachtete.

„Habt Ihr denn mein Mittel gar nicht versucht?" fragte er, und sah mir scharf und lauernd in die Augen.

„Nicht im Mindesten," entgegnete ich ihm; „wie ich das Fläschlein von Euch empfangen, so gebe ich es Euch wieder zurück."

„Hm, seltsam!" sprach er wie zu sich selber, schob das Fläschlein in seine Brusttasche und bat mich, ihm zum Frühstücke zu folgen.

Madame erwartete uns bereits und machte mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit die Wirthin. Mit großer Freude vernahm sie die gute Wirkung ihres Mittels, aber es entging mir nicht, daß ihr Herr Amison dafür heimlich einen zürnenden Blick zuwarf. Ueberhaupt trat der Gegensatz, der zwischen den beiden Gatten herrschte, und mir gestern Abends schon

aufgefallen war, im Laufe der Unterhaltung immer schärfer hervor. Welche Verschiedenheit gab nicht schon die äußere Gestalt kund! Madame, zart und ebenmäßig gebaut, das Siegel der Reinheit und Liebe auf den edlen Zügen des Antlitzes, vor Allem in dem klaren Spiegel ihrer Augen — Herr Amison aber plumpen Wuchses, aufgedunsenen kupfrigen Gesichtes — die Folge seiner Unmäßigkeit — mit Zügen, die ehedem schön gewesen seyn mochten, jetzt von gemeinem Ausdrucke, mit falschem Blicke, rauher Sprache. Und dennoch schien mir die Verschiedenheit der Gemüther noch auffallender. Der Grundzug in Madames Charakter, der überall durch jede ihrer Bewegungen, durch jedes ihrer Worte und Werke wie Sonnenlicht schimmerte, war fromme, gläubige Liebe, gepaart mit Klarheit des Geistes und Festigkeit des Gemüthes. Dagegen offenbarte sich in Herrn Amison Selbstsucht, Sinnlichkeit und niedrige Gesinnung und er gab sich auch nicht die geringste Mühe, selbe zu verbergen. Wie mochte nun diese Frau zu diesem Manne gekommen seyn? Dieses Räthsel sollte sich mir bald auf überraschende, schmerzliche Weise lösen.

Während des Gespräches äußerte Herr Amison, er wollte mit mir eine Jagd gegen die grauen Bären nach Tische unternehmen und bat Madame, denselben um eine Stunde früher zu bestellen. Madame warf einen sorglichen Blick auf mich. „Diese Jagd," begann sie, „ist gefährlich, sehr gefährlich, und erfordert nicht blos Muth, sondern auch kaltes Blut und ein sicheres Auge!"

„Das wird einem bewährten Soldaten auch nicht

fehlen," meinte Herr Amison, „und Gefahr ist ja des Soldaten Element, Lust und Freude."

Wir gingen nun nach der Caserne; ich ließ meine Mannschaft ausrücken und verschiedene Manöver ausführen, so weit es die schwache Zahl gestattete. Mit Vergnügen sah ich, daß Alles in gutem Zustande sich befand, ja selbst die meisten Kranken und Verwundeten waren wieder eingetreten. Nur einen der Soldaten vermißte ich; das war gerade Markus, mein Fourierschütze, ein treuer, fleißiger Bursche. Er hatte, wie gewöhnlich, so auch dieses Morgens mein Zimmer gereinigt, und war dann mit Stiefeln und einem Pack Wäsche nach dem Flusse gegangen. Seitdem hatte man ihn nicht mehr gesehen. Ich gab Befehl, nach ihm zu suchen, setzte dann meine Gewehre für die Jagd des Nachmittags in den Stand, und wählte mir aus meinen Leuten drei der besten Schützen aus, die mich auf die Berge begleiten sollten. Dann begab ich mich zum Mittagsmahl in das Herrenhaus. —

Wir hatten uns eben zu Tische gesetzt, als draußen im Hofe ein Lärm sich erhob. „Was ist das?" rief Herr Amison und sprang auf; „seht, man bringt Einen von Euern Burschen, Herr Major!"

Ich eilte zum Fenster; in der That, man trug meinen Fourierschützen auf einer Art von Tragbahre daher, wie es schien, dem Sterben nahe, vielleicht schon eine Leiche. Madame zeigte bei diesem Vorfall wieder die ganze Liebe ihres Herzens; sie ließ den Halbtodten sogleich in das Krankenzimmer bringen, versuchte an ihm eine Aderlaß, goß ihm Arznei ein — vergebens. Mein armer Markus kam nimmer zu sich; unter fürchterlichen Krämpfen und Zuckungen,

die Züge bläulich gefärbt, und gräßlich entstellt, hauchte er nach wenig Minuten die Seele aus; sein Tod, so schnell, unter solchen Zeichen, hatte etwas Erschreckendes; er hatte zu den kräftigsten und muthvollsten Burschen des Corps gehört, und sein Tod ging mir sehr zu Herzen. Natürlich fragte man sich von allen Seiten: „Was ist wohl die Ursache des plötzlichen Todes dieses so starken Mannes?“ Laut sprach man es aus: „Er starb an Gift!“ — Allein Niemand wußte, wie er zu dem Gifte gekommen; doch Einer wußte es . . aber freilich, dieser hatte alle Ursache, davon zu schweigen. Madame zeigte tiefes Leid; die fromme Seele forderte uns zum Gebet für den Verstorbenen auf. Wir knieten nieder und beteten mit uns; nur Herr Amison hatte sich, wie es schien, wegen Unwohlseyn entfernt, er sah allerdings etwas verstört darein. Die Beerdigung sollte Tags darauf stattfinden.

Es ist begreiflich, daß nach einem solchen Vorfalle mir das Mahl trotz der Zusprache des Herrn Amison nicht mehr munden wollte. Eben so wenig hatte ich mehr Lust zu jagen. Ich äußerte dieß, als die Tafel zu Ende ging.

„Nach Belieben,“ entgegnete Herr Amison mit sichtlichem Verdruß; ich kann Euch nicht einmal Unrecht geben. Die Jagd auf die grauen Bären ist etwas gefährlicher, als die auf Hasen und Rebhühner. Nun, so muß ich allein gehen; Euch, Herr Major, wird Madame während meiner Abwesenheit Gesellschaft zu leisten die Güte haben.“ Er lächelte boshaft bei diesen Worten.

Madame maß ruhig und groß den Spötter mit

einem vernichtenden Blicke, und würdigte ihn keiner Antwort. Mir aber stieg das Blut zum Kopfe, ich stand auf und rief, meinen Zorn zurückhaltend, mit fester Stimme: „Herr Amison, ich habe Batterien erstürmt und Breschen erstiegen; ein solcher Mann weicht nicht vor Bären zurück, sollten sie auch statt des grauen Felles einen stählernen Panzer, statt der spitzen Klauen schneidende Schwerter haben. Wir wollen sehen, wer von uns heute den größten Muth bekunden wird.“

Madame erblaßte bei diesen Worten; sie blickte angstvoll bald auf Herrn Amison, bald auf mich. Herr Amison rief seinem Reitknechte, und befahl, seine Pferde vorzuführen und die Jäger in Bereitschaft zu halten. Ebenso ließ auch ich meine Bursche kommen, und Tom sollte mir auf ausdrücklichen Befehl der Madame folgen. Diese Begleitung schien dem Herrn Amison eben nicht zu gefallen.

„Wozu werden Euch diese Leute wohl nützen?“ sprach er übellaunig zu mir; „zu dieser Art von Jagd gehören besonders eingeübte Jäger, und das sind die Meinigen; laßt Eure Bursche nur zu Hause!“ Allein ich traute ihm nicht, und bestand mit Festigkeit auf deren Begleitung. Da gab er nicht ohne Aerger zuletzt nach. Ich schwang mich rasch in den Sattel, Madame zum Abschied grüßend; und nie vergesse ich des Blickes, den sie damals auf mich heftete, eines Blickes voll Sorge, Theilnahme und stiller Bitte um Geduld. Sie faltete dann die Hände, und flehte in banger Ahnung leise: „O Gott, möge auf dieser Jagd nur das Blut der Thiere, und nicht der Menschen vergossen werden!“

Schweigend ritt ich neben Herrn Amison, der seinerseits auch nur wenig sprach, und sich beschäftigte, seinen Jägern die nöthigen Anweisungen zum Aufspüren der Bären zu geben, und ihnen dabei den strengsten Gehorsam und die genaueste Ausführung seiner Befehle einschärfte. Bald hatten wir den Fuß der Berge erreicht; wir stiegen nun ab, und ließen die Pferde unter der Obhut eines Dieners zurück. Jetzt klimmten wir nicht ohne Mühe über die Felsentrümmer aufwärts, und drängten uns dann durch dichtes verwachsenes Buschwerk hindurch. Nach einer halben Stunde hatten wir die Spitze des Berges erreicht; nun ging es steil abwärts, und wir befanden uns plötzlich in einer engen Schlucht, die rechts eine gerade anlaufende Felswand, links ungeheure Blöcke von Kalkstein, wie es mir schien, begränzten; zwischen ihnen erhoben sich riesige Eichen, und in dünnen Fäden rannen Wasserstrahlen herab. In der Felswand sah man deutlich eine tiefe Höhle, wie geschaffen für den Aufenthalt der Raubthiere. Hier vermuthete Herr Amison die grauen Bären, und traf seine Anstalten, die ganze Schlucht zu umstellen und den Bären, die er in der Höhle glaubte, das Entrinnen unmöglich zu machen. Er wies meinen Burschen einen Posten hinter dem ersten der Blöcke an; seine Jäger vertheilte er in die Büsche und an die Eichen, mich wies er zunächst an die Höhle, mit der spöttischen Bemerkung, er gebe mir die Ehrenstelle; er selber nahm Platz ungefähr fünfzehn bis zwanzig Schritte hinter mir, während Tom sich noch weiter in die Büsche ziehen und dort Wache halten sollte. Ich sah es, wie dieser zögernd und kopfschüttelnd sich entfernte; es mußte ihn

etwas befremden. Auch war es klar, die gefährlichste Stelle war mir angewiesen, und das war mir ganz recht; ich hätte sie ausdrücklich begehrt, würde mir sie Herr Amison nicht gegeben haben. Obgleich ich kein Jäger von Profession war, am wenigsten ein Bärenjäger, so kam mir die ganze Aufstellung etwas seltsam und viel zu ausgedehnt vor. Indessen, es war hier weder Zeit noch Ort, Einwendung zu machen; schon wurden die Hunde losgelassen und stürzten bellend in die Höhle, wo alsbald ein dumpfes Brummen hörbar ward. Heulend erschienen nach wenig Augenblicken die Hunde wieder am Eingange der Höhle, verfolgt von einem grauen Bären, dessen Größe in's Riesige ging. Die Hunde stäubten wie Spreu auseinander; die Bestie ward nun meiner ansichtig, hielt einige Augenblicke still, und stürzte nun wüthend auf mich, der ich ihr zunächst im Wege stand. Da galt es vor Allem, wie Madame mit Recht bemerkte, das kalte ruhige Blut zu bewahren, und sicher zu schießen. Aber Beides mangelte mir in dem entscheidenden Augenblicke; ich schoß und verletzte den Bären leicht an der Schnautze; kaum hatte ich noch so viel Zeit, nach meinem Dolche zu greifen, so lag ich von dem Thiere überrannt auf der Erde; ich richtete mich halb auf, allein es warf sich wiederholt auf mich, ich fühlte seinen heißen Athem und seine scharfen Zähne streiften meine Wangen — es schien um mich geschehen; da fielen mit der Schnelle eines Blitzes zwei Schüsse und die Bestie stürzte auf mir zusammen, hob sich dann wieder in die Höhe, rannte wüthend einige Schritte gegen den Ort zu, wo Herr Amison stand, und brach dann, sich wälzend und sterbend, einige

Schritte vor ihm zusammen. Zu gleicher Zeit durchdrang ein heller Freudenschrei die Lüfte; es war Tom, der also seinen Jubel über meine Rettung bezeigte; der Schuß, der die Bestie tödtete, kam von ihm. Gleich einer Katze war er, in richtiger, scharfsinniger Ahnung, statt auf dem ihm von Herrn Amison angewiesenen Posten zu bleiben, auf die Felswand geklettert und hinter einer Staude verborgen, hatte er des rechten Momentes geharrt und mich gerettet.

Rasch erhob ich mich, völlig unverletzt, nur mit einem stechenden Schmerze an der Schulter, und es war mir, als hätte mich hier eine Kugel gestreift. Herr Amison eilte auf mich mit anscheinend sehr freudigem Gesichte zu und rief: „Gott sey gepriesen! Ihr seyd unverletzt und ich hatte das Glück, Euch retten zu dürfen! Seht da, wie gut gezielt ist diese Kugel!“ Er wies auf den Bären.

„Allerdings, ein Meisterschuß! Herr Amison,“ entgegnete ich und ein furchtbarer Gedanke stieg plötzlich in mir auf; „er traf das Auge des Thieres und mußte nach wenigen Augenblicken tödten. Schade nur, daß der Schuß nicht von Euch kam.“

„Gewiß, Herr Major,“ betheuerte Herr Amison trotzig; „er kam von mir.“

„Von Euch? seit wann treffen die Schüsse, die von Hinten abgefeuert werden, von Vorne? seht doch die Wunde; wie konntet Ihr das Auge des Bären treffen, nachdem dieser Euch den Rücken wandte! Mein Retter ist der wackere Tom.“

„Herr Major, ich habe geschossen; es scheint—“

„Gewiß, Ihr habt geschossen, und es scheint,

daß Ihr mich für den Bären ansaht; Ihr habt auf mich geschossen!"

„Was sprecht Ihr? Ihr träumt!" rief Herr Amison und trat mir näher; seine Augen funkelten; nie hatten sich mir seine Züge so scharf und klar gezeigt, als in diesem Augenblicke; es war, als ob eine unsichtbare Hand mir die Binde von den Augen risse und mir den Gegner in seiner unverhüllten Blöße zeigte. Ja, er war es.

„Ich habe geträumt; allein ich bin nun aus dem Traume erwacht, und kenne den, der jetzt vor mir steht!" rief ich, vom Zorn übermannt. „Nicht zum Erstenmale begegnen wir uns heute! Elender, du bist der, welcher mich vor zwanzig Jahren im Walde von Alzenau beraubte, der mir nicht blos Geld, sondern mir Oheim, Base und Lebensglück stahl!"

Da zuckte er erbleichend zusammen. „Tod und Hölle," schrie er voll Wuth, „ich ein Dieb? Verruchter!" — und er griff rasch in seine Brusttasche.

Aber ich kam ihm zuvor und hielt ihm noch rascher ein gespanntes Terzerol unter die Augen, das ich aus Vorsicht während des Krieges immerfort bei mir führte, mit der Drohung, ihn auf der Stelle bei der mindesten verdächtigen Bewegung niederzuschießen. Zu gleicher Zeit erschienen meine Bursche, durch den Schuß herbeigelockt — ein hinreichender Schutz gegen jeden Angriff, den er oder die Seinigen etwa zu wagen gedachten. Da entfernte sich Herr Amison unter Flüchen und Verwünschungen.

„Wir sehen uns wieder!" drohte er, „dann werdet Ihr mir Rede stehen ob des Schimpfes."

„Elender, packe dich und komme mir nicht wie-

der unter die Augen, sonst hat deine letzte Stunde geschlagen!" entgegnete ich im höchsten Zorne; „ärger bist du, als der Wilde, der nie den kränkt, mit dem er getrunken, bist grausamer, als diese Bestie da!"

Herr Amison warf auf mich einen Mörderblick und verschwand in dem Dunkel des Waldes.

Es war vielleicht von mir gefehlt, daß ich den Schelm, nachdem es einmal so weit gekommen war, ziehen ließ; ich hätte ihn festnehmen und so unschädlich machen sollen. Allein, dann wäre es zu einem verzweifelten Kampfe, zu einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen, dessen Ausgang ungewiß, jedenfalls blutig war. Auch wollte ich Madames, der ohnedem die peinlichsten Enthüllungen warteten, möglichst schonen. Vor Allem hinderte mich daran die Wunde an der Schulter, die immer schmerzlicher brannte. Auf Tom gestützt, trat ich die Rückkehr an, konnte aber nur mit der äußersten Anstrengung die Spitze des Berges erreichen, über den der Weg zur Pflanzung führte. Da verließen mich die Kräfte, ohnmächtig sank ich zusammen. Meine Bursche trugen mich jammernd weiter und kamen erst spät in der Nacht bei der Pflanzung an. Noch wachte Madame, von böser Ahnung befangen; mit Schreck und Mitleid nahm sie mich auf, und ließ mich in ein Zimmer des Herrenhauses tragen. Hier verband sie mir die Wunde und blieb die Nacht bei meinem Bette, des Jammers voll; denn Tom hatte ihr Alles erzählt, was bei der Schlucht zwischen ihrem Gatten und mir vorgefallen.

Dreizehntes Kapitel.

Entdeckungen und Wiederfinden.

Ich lag in halber Ohnmacht und brennender Fieberhitze da; wirre Träume schreckten mich bald, bald führten sie mir die lieblichsten Bilder aus meiner Jugendzeit vorüber. Die Mutter meint' ich zu sehen, wie sie sich voll Zärtlichkeit über mein Lager neigte, mir die Arznei bot und Trost zusprach; dann sah ich auch den Onkel Richard und Base Betty, die mich voll Liebe begrüßten und in ein Gebäude einführten, das offenbar das Herrenhaus der Pflanzung war. Und ich sprach mit der Mutter, sprach mit Onkel Richard und Base Betty voll Heiterkeit, voll Jubel, als wäre mein Herz des Glückes voll. Aber plötzlich verschwanden die lichten fröhlichen Bilder; dunkle Nacht zog am Himmel herauf, Donner rollten, Blitze zuckten und ich sah mich in einem düstern Wald, zu meiner Seite den tückischen Heidelberger, der sich über mich warf und trotz meines Widerstandes mir eine geheimnißvolle Flüssigkeit eingoß, die mir alle Kräfte nahm und mich seiner Willkür gänzlich preisgab. Ich sah's, wie er mir Geld und die Papiere raubte, und konnt' es nicht hindern. Wie ich da rang! wie ich da rief: „Er ist ein Dieb, der Heidelberger, der Amison ist ein Dieb, ein Lügner und Betrüger! Onkel Richard, glaubt ihm nicht! ich bin Euer wahrer Neffe, bin der wahre Lorenz Kallmann! Base Betty, traut ihm nicht! der wahre

Vetter bin ich!" Dann rang ich wieder mit Herrn Amison, warf ihm in den bittersten Klagen seinen Verrath, seinen Bruch des Gastrechtes und den beabsichtigten Mord vor. Und wieder meinte ich, die Mutter zu sehen, die mich aus diesem Kampfe hinweg auf ihren Armen, hinweg zur Base Betty trug und mich ihr mit den Worten übergab: „O meine Tochter, pflege diesen da! es ist ja mein Sohn!"

Da erwachte ich; müde hob ich das trübe Auge aufwärts und — bei Gott — ich sah die Mutter; ihr Bild schwebte über mir; es war kein Traum. Das waren ihre Züge, ganz war es ihr liebes, sanftes Antlitz.

„Mutter, Mutter!" rief ich voll Freude; „du bist's? wie kommst du hieher zu mir?"

Es war wirklich der Mutter Bild, das mir gegenüber an der Wand hing. Onkel Richard, ein trefflicher Zeichner, hatte kurz ehevor, da er die Vaterstadt verlassen, das Porträt meiner Mutter, seiner Schwester, gezeichnet, und späterhin darnach durch einen tüchtigen Maler ihr Bild in Oel ausführen lassen. In seinem Zimmer war das theure Bild der geliebten einzigen Schwester aufgestellt, und in diesem Zimmer ruhte ich jetzt. War das nicht wunderbar? Das konnte wohl kein Zufall, das konnte nur Gottes Fügung seyn!

Während der Nacht war Madame (aber warum soll ich denn sie von nun an nicht Base Betty nennen?) meiner Träume und Reden Zeuge gewesen; sie hatten ihr ein furchtbares Geheimniß enthüllt — ein Geheimniß, das, wie düster und verborgen es auch war, sie dennoch in letzterer Zeit geahnt hatte. Wie

tief auch die Nacht der Schuld und der Lüge umgarnen mag, es bricht doch zu Zeiten ein Lichtstrahl durch das trübe Dunkel, und derselbe leuchtet dann um so glänzender, je reiner das Gemüth ist, das unter dem Druck jener Lüge leidet und von ihm nun erhellet wird. Wer mag die Pein schildern, die jetzt sie erfaßte? Nicht der Neffe und Vetter, ein niederträchtiger Betrüger hatte in dem Hause wie in dem Herzen ihres Vaters Aufnahme gefunden und mit ihm war sie zum Altare getreten! Aber solche Lagen sind es, in welchen sich die wahre Tugend des Christen, sein Glaube, seine Liebe, seine Ergebung und Geduld bewähren. Und diese Gaben, sie schmückten Betty's Gemüth. Als die Gewißheit von dem unseligen Frevel sich ihr aufgedrungen, war ihr Erstes, das unsägliche Leid dem Herrn aufzuopfern, dann dem Verbrecher zu verzeihen. Allein solches vermag nur die Liebe des wahren Christen. Dann dachte sie auch an mich; und wäre es möglich gewesen, sie hätte nun die Liebe der Pflege gegen mich verdoppelt.

Allein zu heftig war des Fiebers Macht, als daß ich einen Eindruck bleibend hätte festhalten können; selbst der Mutter Bild verschwand vor meinen Augen, als Base Betty zu mir trat und mir einen kühlenden Trank bot. Wie freudig begrüßte ich nicht in dem Fieberparoxismus die Wiedergefundene! ich hieß sie Base! ich erzählte ihr Alles, was mir begegnet war. Ich sah sie weinen, dann wieder unter Thränen lächeln; ich hörte es, wie sie mich Vetter nannte und mit liebevollem Eifer mich tröstete. Dann that der Trank seine Wirkung; ich schlief ein, schlief fort bis gegen Morgen des andern Tages. Das

Fieber hatte mich verlassen, der Geist war frisch und hell, der Körper wunderbar gekräftigt. Freilich, von Dem, was ich in der Fieberhitze gesprochen und gethan, davon wußte ich Nichts mehr. Aber Betty hatte jedes Wort in ihrem Herzen behalten.

Mein Erstes beim Erwachen war, meiner liebevollen Pflegerin, die auch diese Nacht bei meinem Lager zugebracht hatte, zu danken. Dann heftete ich das Auge auf das Bild der Mutter, und fragte Betty, wer jenes junge Mädchen sey, dessen Porträt vor mir hinge?

„Die einzige Schwester meines seligen Vaters!" antwortete sie, und helle Röthe überflog ihre bleichen Wangen.

„Und dürft' ich Euch bitten, mir den Namen Eueres würdigen Vaters zu sagen, jenen Namen, den er in seiner deutschen Heimath führte? Glaubt mir, edle Frau, ich frage nicht aus bloßer Neugier!"

„Ich weiß es," entgegnete sie tiefbewegt und sah mich, mir die Namen nennend, mit einem Blick voll Freude und Güte an.

Mühsam hielt ich an mich, ließ mir meine Brieftasche geben und überreichte ihr ein Papier. In der Absicht, meinen Onkel aufzusuchen und mich vor ihm als Schwestersohn zu legitimiren, hatte ich mir vor Jahren schon durch das Gericht unserer gemeinsamen Heimath eine Art von Stammbaum ausfertigen lassen und ihn auch nach Amerika mit mir genommen. War ja dahin allen Nachrichten zufolge auch der Oheim gewandert, und wenn nur geringe Hoffnung, so war es doch keine Unmöglichkeit, ihn dort zu treffen. Das hatte sich auch durch Gottes wunderbare

Fürsorge also begeben. Außer diesen Zeugnissen konnte ich der Base noch zwei eigenhändig geschriebene Briefe des Onkels, an meine Mutter gerichtet, vorweisen. Noch ein anderes Zeugniß trug ich bei mir, vom Himmel selber gegeben: die unverkennbare Familienähnlichkeit.

Diese gerichtlichen Dokumente, diese Briefe mußten den letzten Zweifel heben. In heftiger Erschütterung las Betty dasselbe, und ihren Augen entstürzten Thränen. Nicht auf mich, auf des Vaters Bild wandte sie in Leid und Freud' den Blick und rief: „O mein Vater, warum hast du diesen Tag nicht erlebt?" Dann bot sie mir die Hand mit einem Blick der herzlichsten Liebe und Freude, sprechend: „Mein Vetter, Euere Base grüßt Euch von ganzem Herzen und heißt Euch von ganzer Seele willkommen! Sie hat heute einen Ersatz für so viele Verluste empfangen; sie preiset Gottes wunderbare Fügungen und bittet Euch, ihr Euere Freundschaft und Eueren Beistand nicht zu versagen." — Ohne meine Antwort zu erwarten, kniete sie sich, von ihren Gefühlen überwältigt, vor dem Bilde des Gekreuzigten, das in keinem ihrer Zimmer fehlte, nieder und hob zu beten an. Betty war Eines jener seltenen Gemüther, in welchen sich jedes überwallende Gefühl zuletzt in Gebet auflöst. Da hob auch ich mein Herz zu dem Herrn; wahrlich, ich hatte reichen Anlaß, Ihm zu danken.

Dann ging es an ein Erzählen.

Vierzehntes Kapitel.

Oheim Richards und Base Betty's Geschicke — der Betrüger — Betty's wahre Christenliebe.

Onkel Richard hatte sich zur bestimmten Zeit in Antwerpen eingefunden und harrte der Schwester oder doch wenigstens eines der Ihrigen. Wie nun ein junger Geselle im Studentengewande sich ihm vorstellte und durch amtlich beglaubigte Papiere und Briefe der Schwester sich als deren Sohn auswies, so fand dieser bei ihm die freundlichste Aufnahme und ein wahres Vaterherz, die Liebe, die er der Schwester nimmer widmen konnte, schenkte er ihrem Sohne. Richard nahm ihn mit sich nach London, wo er in einem angesehenen Handlungshause ihm vorläufig ein Unterkommen verschaffte und für ihn sorgte, bis er seine eigene Angelegenheit geordnet und den bereits beschlossenen Ankauf eines Landgutes in der Grafschaft Connaught zu Ende geführt hatte. Nun berief er den vermeintlichen Neffen auch dahin, suchte ihn zu einem tüchtigen Oekonomen zu bilden und ihm überhaupt jede Gelegenheit zu verschaffen, etwas Gediegenes zu lernen und ein wahrhaft guter Mensch zu werden. Es steckte ein tüchtiger Kern in dem rauhen, biedern Seemanne; in seiner Jugend war er längere Zeit auf eben nicht löblichen Wegen gegangen; aber nächst der Gnade Gottes hatte er es vor Allem der besorgten, rastlos wachenden Liebe einer edlen Schwester zu danken, daß er in den Strudel der

bösen Lust, in welchen ihn zumal schlechte Gesellschaft und heißes Blut getrieben, nicht gänzlich unterging, sondern noch zur Zeit der höchsten Noth an der Hand der Schwester sich herausarbeiten und das rettende Ufer gewinnen konnte. Aber des Bruders Rettung hatte diese mit schwerem Opfer, mit dem Verluste ihres Vermögens, das sie zur Deckung einer von ihm gemachten dringenden Schuld verwandte, erkauft, doch jeden Heller, der davon ihm zum Heile diente, mit Freuden gegeben, und mit frommem Gebete gesegnet. Richard gelobte es, ihr diese Liebe nie zu vergessen, und ihr nach Kräften zu vergelten. Er verließ die Heimath mit dem festen Entschlusse, ein anderer Mensch zu werden, und die Gaben, die ihm Gott so reichlich verliehen, nicht im Dienste des Bösen zu vergeuden, sondern zur Ehre des Gebers zu verwenden. Der Segen, den eine gute Erziehung dem Menschen für das ganze Leben spendet, ward auf das Neue auch an Richard offenbar. Eine fromme, nur zu bald verblichene Mutter hatte sich bestrebt, in frühester Jugend die Keime der Furcht und Liebe Gottes in sein junges Herz zu pflanzen. Mochte auch der Leichtsinn und die Verführung späterer Jahre gar viele dieser Keime vernichtet haben, manche waren doch geblieben, hatten bereits zu feste Wurzel geschlagen, und aus ihnen nun begann für Richard ein neues, besseres Leben zu sprossen. Zu dem frommen Glauben seiner Kindheit, zu der demüthigen, innigen Gebetsweise, wie er sie mit Mutter und Schwester verrichtet, zu dem willigen Gehorsame, den er sonst dem unsichtbaren und doch allgegenwärtigen Gotte gewidmet, kehrte er wieder zurück, und der reuige, verlorne Sohn fand

bei dem barmherzigen Vater wieder Gnade, aber nicht ohne Buße, nicht ohne ein schmerzliches Fegfeuer.

Richard wandte sich nach dem Norden und suchte in einer Handlungsstadt ein bescheidenes Plätzlein; aber nur mit Mühe vermochte er ein solches zu finden, das ihm nur die Nothdurft des Lebens gewährte. Von nun an hatte er mehr als sechs Jahre mit Noth aller Art, mit Neid und Verfolgung, mit körperlichen Leiden zu kämpfen; Alles ging ihm hinderlich, nichts schien ihm glücken zu wollen. Erst, als er die Heimath verließ und nach England ging, hellte sich sein Unstern in etwas auf. Er ward Schiffsschreiber, befuhr die Meere Indiens wie Amerika's und sammelte sich auf seinen Fahrten eine Fülle von Kenntnissen, die ihn, wie seine erprobte Rechtlichkeit, bald weiter hoben, zum Schiffsmeister und bald zum rechten Arm seines reichen Patrons machten. So hatte er sich nach zwölf Jahren, freilich der schwersten Arbeit und bitterer Sorgen, eine gesicherte Stellung errungen, und er dankte sie — das durfte er sich sagen — außer Gott Niemanden, als sich, seinem Fleiße und seiner Treue. Mit seliger Freude konnte er auf diese Jahre zurückblicken; sein Gewissen gab ihm das Zeugniß, daß er während dieser Zeit sein Gelübde getreu gehalten; nie war ein Tag gewesen, den er nicht mit Gott angefangen und mit Ihm beschlossen hätte; kein Fluch, keine Lüge, keine unehrbare Rede war über seine Lippen gegangen, keine Ungerechtigkeit hatte seine Hände, keine Trunkenheit oder Unmäßigkeit seinen Leib, keine Feindschaft sein Herz befleckt. Nachdem er also zwölf Jahre in Buße und Treue dem Herrn gedient, schien der Segen in reichen Strömen

sich über den bewährten Knecht vom Himmel herab ergießen zu wollen. Richard, von seinem wackern Patrone unterstützt, übernahm nun ein eigenes Geschäft und betrieb es mit großer Thätigkeit und noch größerem Glücke, bald war er nicht nur wohlhabend, sondern sogar reich. Die Verbindung mit einer edlen Jungfrau, die er in Limmerik, einer der größern Städte Irlands, kennen gelernt hatte, mehrte sein Glück, sie machte ihn zu Betty's Vater. Nie hatte Richard der guten Schwester vergessen, ihr, wie erwähnt, bedeutende Summen zugesandt, die ihr jedoch nicht zugekommen waren, und endlich den Entschluß gefaßt, sie ganz zu sich zu nehmen, wenn kein anderes Band sie daran hinderte. Denn vornämlich auf Bitten seiner Gattin war er jetzt entschlossen, das Meer, das gefährliche Element, zu verlassen, auf dem Lande sich anzusiedeln, und ein stilles Familienleben zu begründen, an dem auch die geliebte Schwester Antheil nehmen sollte. Da starb sein edles Weib; um so nöthiger war es nun für ihn, als Vater für Betty, sein einziges Kind, zu sorgen. Er übergab sie vorläufig den Frauen der heiligen Brigitta in Dublin zur Erziehung, und war des Willens, sie späterhin, wenn sein Hauswesen geordnet und sie die Jahre der Reife und die nöthige Bildung gewonnen, wieder zu sich zu nehmen und an ihrer Seite, von ihrer Liebe gepflegt, die letzten Tage seines Lebens hinzubringen.

Das war der merkwürdige Mann, den mir die göttliche Vorsehung als Oheim, ich darf sagen, als zweiten Vater bestimmt hatte. Welch ein Glück war mir beschieden! Ach, durch die Nichtswürdigkeit eines Elenden und durch meine Unvorsichtigkeit und Lüstern-

heit bin ich darum gekommen; denk' ich daran, so will der alte Schmerz wieder neu aufflammen und zwar um so mehr, weil nicht blos ich, sondern zwei andere edle Menschen schwer darunter leiden mußten.

Bernhard Foll — so hieß der Betrüger, der meine Person heuchelte — war der Sohn eines Malers aus dem Würtembergischen, der früherhin studirte, schlechter Streiche halber jedoch entlassen wurde. Er hatte schöne Talente — schade nur, daß er sie zum Schlechten mißbrauchte. Aufgeweckten, schlauen Kopfes, von angenehmem Aeußern, biegsam und schmiegsam, je nachdem es sein Vortheil begehrte, besaß er eine für sein Alter seltene Menschenkenntniß und dabei die Gabe der Geduld und Zähigkeit in Verfolgung eines einmal gefaßten Planes. Selbstsucht und Genußsucht waren die Grundzüge seines Charakters; diesen Leidenschaften zu fröhnen, däuchte ihm kein Mittel zu schlecht. Das hatte er an mir bewiesen. Freilich, als er in meines Onkels Haus kam. da zog er den Schafspelz an, da zeigte er sich eben so fromm in der Kirche, als fleißig und ehrbar zu Hause, da bestrebte er sich, jedem Wunsche des Oheims, den er ihm nur an den Augen ansehen konnte, zuvorzukommen. Da darbte er sich von seinem Taschengelde ab, um Armen Gutes zu thun, da saß er um Mitternacht noch bei seinen Büchern — und es war rein Zufall, wenn der Onkel von all dem Edlen, was der wackere Neffe ganz in der Stille thun wollte, dennoch Zeuge ward. Meisterhaft übte Bernard des Heuchelns Kunst und verstand um sein erkünsteltes falsches Treiben den Schein einer wahren Natürlichkeit zu verbreiten. So gewann er des Onkels Zutrauen; war

es schwer, dasselbe zu gewinnen, so war es schwerer noch, es zu verlieren. Jetzt galt es auch die Base Betty zu gewinnen; der Onkel hatte es kein Hehl, daß er eine Verbindung zwischen seinem Neffen und seiner einzigen Tochter wünsche, und er hoffe, sicher die dafür nothwendige Dispense zu erhalten, was damals leichter ging, als jetzt. Wahrlich, Betty hatte Alles, was künftiges Glück zu verbürgen schien: Anmuth der Gestalt, Tugend und dabei einen Reichthum, der, wie Bernard wußte, noch weit größer war, als es den Anschein hatte.

Betty hatte das sechzehnte Jahr erreicht; da verließ sie das Kloster, um in das väterliche Haus zurückzukehren. „Der Mutter Bild!" rief der Vater mit einer Thräne in den Augen, als er nach langer Trennung das geliebte Kind wieder in seine Arme schloß. Mit funkelnden Blicken betrachtete sie Bernard und schwur sich im Stillen, Alles aufzubieten, der reichen Base Gunst und Hand zu gewinnen. Aber das ging doch nicht so leicht, als er geglaubt hatte. Der nie gefallenen, der unverdorbenen Unschuld ist ein Instinkt eigener Art (man verzeihe dieses Wort) in Unterscheidung der Geister gegeben, eine Gabe, die weder die Wissenschaft, noch auch die Unschuld der durch Buße gereinigten Seelen besitzt. Betty empfand gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit dem vermeintlichen Vetter eine Art von Beklemmung und Angst, von welcher sie sich den Grund nicht angeben konnte. Bernards Scharfblicke entging es nicht, daß der erste Eindruck seiner Erscheinung nicht zu seinen Gunsten war, und bot deßhalb Alles auf, im besten Lichte bei der jungen Base sich zu zeigen. Dieß ge-

lang ihm jedoch nur bis auf einen gewissen Grad. Wie sehr auch Betty des Vetters scheinbar so würdiges Benehmen, seine Treue gegen den Vater, seine zarte Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit gegen sie erkannte, ein gewisser Widerwille, eine Art von Furcht und Ahnung, als drohe ihr von seiner Seite Gefahr, blieb dennoch im Grunde ihrer Seele haften. Als daher Onkel Richard eines Tages der Tochter seinen sehnlichen Wunsch, sie mit dem Neffen zu vermählen, eröffnete, durchzuckte ein gäher Schreck ihr reines Gemüth; es bedurfte all ihrer Liebe zu dem Vater, um sich mit dem Gedanken an eine solche Verbindung nicht so fast zu befreunden, sondern vielmehr nach und nach bekannt zu machen. Dem Vater verbarg sie diese Scheu nicht; er aber hielt es für die mädchenhafte Schüchternheit eines im Kloster erzogenen Kindes, die mit der Zeit schon verschwinden würde.

So verflossen zwei Jahre; Bernard ließ in seinem Streben, der Base Gunst zu gewinnen, nicht nach, ohne jedoch darin Fortschritte zu machen. Dagegen wandte ihm Onkel Richard mehr und mehr sein Wohlwollen zu, und äußerte öfter und dringender als je den Wunsch, noch vor seinem Ende Betty's Hand in die des Neffen zu legen, und so beruhigt die Welt einstens verlassen zu können. Betty kämpfte, litt schmerzlich und zeigte sich endlich bereit, dem Gehorsame und der Liebe zum Vater das Opfer zu bringen. Da begab sich das schon früher erwähnte traurige Ereigniß; Richard, von zwei englischen Edelleuten, seinen Nachbarn, widerrechtlich und in höchst kränkender Weise überfallen, hatte das Unglück, im Stande der Nothwehr den einen der Angreifer zu

tödten, den andern schwer zu verwunden. Man schleppte ihn alsobald in das Gefängniß und die Anklage lautete auf Todtschlag, ein Verbrechen, das eben nach dem Gesetze auch mit dem Tode gebüßt ward. Die Gefahr für Richard war in der That groß; kein Zeuge sprach für ihn, da er und die Angreifer allein gewesen; die Jury (das Gericht der Geschwornen), war ihm als Ausländer abgeneigt, und die Verwandten des Getödteten wie des Verwundeten dürsteten nach Rache. Das Schlimmste war für Richard zu befürchten. Da zeigte Betty in der That einen überraschenden Muth und eine seltene Klugheit, die man in diesem frommen, zarten Kinde nicht gesucht hätte. Sie wußte dem Vater die Mittel zu verschaffen, aus dem Gefängnisse zu brechen. Alles hatte sie bereits zur Flucht nach Amerika vorbereitet; der Vater entrann glücklich, fand in dem Hafen von Sligo ein Schiff, das bereits seine Tochter und seinen Neffen aufgenommen, und erreichte das rettende Ufer Amerika's. Nächst Betty hatte Bernard vorzüglichen Antheil an des Onkels gelungener Entweichung und dabei große Entschlossenheit bewiesen. Der edle Richard, der keine auch die kleinste Dienstleistung unbelohnt ließ, verhieß ihm einen Dank mit dem Besten, was er besäße. Das war Betty; sobald sie sich eine neue Heimath gesichert hatten, sollte die Vermählung vor sich gehen. Der Onkel, der alte weitgereiste Seemann, hatte bald ein stilles, für seine Zwecke wie geschaffenes Plätzlein gefunden. Er kaufte es von Indianern, den bisherigen Besitzern, schloß mit ihnen einen Freundschaftsbund, und legte nun den Grund zu der schönen Pflanzung. Er hatte beträchtliche Summen nach Amerika gerettet;

sie gaben ihm die Mittel, die Pflanzung immer blühender zu machen. Bald erreichte sie den Umfang eines kleinen Dorfes, bevölkert von mehr als hundert zufriedenen Menschen, theils Farbigen, theils Weißen, theils Sklaven, theils Freien, die alle an ihm einen Vater fanden. Der Onkel hatte bereits auf der Flucht aus Vorsicht einen andern Namen „Amison" sich beigelegt; er behielt ihn bei und trug ihn auf Bernard über, der sein Sohn, der Erbe seiner Pflanzung und Güter werden sollte. Dringender als je bat er nun Betty, seiner grauen Haare eingedenk zu seyn und seinen Schmerz und ihre Verlassenheit zu erwägen, falls sie allein ohne Schutz und Stütze in dieser Einsamkeit voll Gefahren nach seinem Scheiden zurückbliebe. Da ergab sich, aber erst nach schmerzlichen Kämpfen, Betty und trat mit Bernard in Quebek, der Hauptstadt des damals französischen Canada's, zum Altare. Die junge Braut erbleichte, und ein unsäglicher Schmerz durchschnitt ihr die Seele, als sie das verhängnißvolle Jawort aussprach. Hätte doch Vater Richard in diesem Augenblicke in ihr Herz geblickt, er würde sie mit Entsetzen von dem Abgrunde hinweggerissen haben, in welchen sie seine eigene, nicht ganz vorsichtige Liebe und die Tücke eines Verworfenen zu stürzen drohte.

Bernard hatte nun, wornach er seit so vielen Jahren mit aller Kraft gestrebt; er hatte das Verbrechen vollendet, und meinte, im Anfange wenigstens, von jeder Gefahr der Entdeckung gesichert zu seyn; lag ja zwischen ihm und seiner Missethat das Weltmeer. Der Thor! als ob es für die Macht Gottes eine Entfernung und für Seinen Zorn einen Schutz

gäbe! Jetzt hielt Bernard längeren Zwang auch nimmer für nöthig; er legte allgemach die Maske ab und gab sich wie er war. Die stillen Beschäftigungen der Pflanzung ekelten ihn bald an; seine Lust war das Jagen, seine Erholung, kam er davon nach Hause, die Branntweinflasche. Mit Staunen und Kummer sah Onkel Richard den Wandel, der so plötzlich in dem Charakter seines Schwiegersohnes eingetreten war, und bemühte sich anfänglich mit väterlicher Liebe, dann mit Ernst ihn auf bessere Wege zu führen — beides ohne Erfolg; der Liebe setzte Bernard Kälte, dem Ernste Trotz entgegen. Da kam ein tiefes Leid über den biedern Richard und noch traurigere Ahnungen schreckten ihn. Betty hörte es, wie er eines Tages erzürnt ausrief: „Ist das möglich? dieser rohe, undankbare Bursche wäre Lorenz, der Sohn meiner so guten, lieben, frommen Schwester? nimmermehr!" Diese Worte vergaß Betty nie; der Vater hatte nur ausgesprochen, was auch sie schon gedacht. Auch sie litt; auch ihr Bitten, ihr Mahnen fand keinen Eingang in das selbstsüchtige, nur der Sinnenlust geöffnete Herz ihres Gatten. Doch starken Gemüthes wie sie war, verschloß sie ihren Schmerz, vornämlich des Vaters wegen. Diesem blieb doch das stille, heimliche Dulden der Tochter nicht verborgen, und sein Schmerz ward dadurch nur größer noch. Wie oft warf er sich nicht heimlich vor, nicht vorsichtiger geprüft und das Glück des einzigen Kindes vielleicht auf Lebenlang durch unbesonnene Vorliebe vernichtet zu haben! Das eigene Leiden hatte er willig ertragen, jenes der Tochter brach ihm das Herz. Er starb vor der Zeit; aber auf dem Todbette erhob er

sich noch einmal und redete zu dem Undankbaren, dem er sein Liebstes und Bestes geopfert, Donnerworte. Doch dieß harte Herz rührten sie nicht; äußerlich heuchelte Bernard Schmerz und Trauer, als sie Vater Richard in die Grube senkten; aber innerlich frohlockte er. Die letzte Schranke war gefallen; jetzt glaubte er, die Pflanzung und Betty ganz in seiner Hand zu haben. Aber er täuschte sich. Betty zeigte in ihrer bedrängten Lage eine Festigkeit des Charakters, eine Klugheit, eine Entschlossenheit, welche Bernard nie in diesem zarten Wesen gesucht hatte. Nach dem Willen des Vaters gehörte die Pflanzung ihr; sie behauptete ihr Recht darauf auf das Entschiedenste; die Bewohner standen zu ihr und hingen der liebreichen, frommen Frau mit Treue an. Darum konnte sie alle Anmaßungen Bernards siegreich zurückweisen. Sie war die Gebieterin der Pflanzung, sie blieb es und leitete sie mit solcher Einsicht und Thätigkeit, daß sie von Tag zu Tag mehr gedieh. Vor solcher Kraft und Einsicht empfand zuletzt selbst der rohe Bernard Achtung; er überließ ihr die Pflanzung ganz, und setzte sein bisheriges, dem Jagen, Reiten und Trinken gewidmetes Leben wilder fort, denn je. Betty, die fromme Gattin, bot Alles auf, den Ausgearteten durch verdoppelte Liebe, durch die Kraft eines brünstigen Gebetes zu gewinnen; sie ermüdete darin nicht. Alles erschöpfte sie für ihn, was die Liebe und das Gewissen der Frau gebieten. Alles schien umsonst; da überließ sie den Verblendeten der Gnade Gottes; ihr Trost blieb das gute Bewußtseyn, das Gebet und das Wohlthun. Kinder waren ihr versagt. Da nahm sie die Ihrigen, die Mägde und Knechte der

Pflanzung ohne Unterschied der Farbe an Kindesstatt an; sie glücklich, wahrhaft glücklich zu machen, ward nun ihr einziges Streben, und es schloß manche Wunde des Herzens, und bereitete ihr die einzig frohen Stunden, deren sie in ihrer Trübsal noch genoß.

Das war die Lage der Dinge auf der Pflanzung, als Gottes Hand mich dahin führte und durch mich den schändlichen Betrug enthüllte.

Base Betty hatte bald die gewohnte Ruhe des Gemüthes wieder gewonnen. Mit aller Liebe widmete sie sich meiner Pflege, und am dritten Tage schon konnte ich das Zimmer verlassen und von ihr begleitet, mich in dem großen, schönen Garten ergehen. Da führte sie mich zu einer fast verborgenen, mit Trauerweiden umzäunten Stelle und wies mir mit halbgebrochener Stimme und hervorstürzenden Thränen ein Grab. Hier ruhte ihr Vater, mein guter Oheim. Erschüttert kniete ich an ihrer Seite nieder und betete; welche Erinnerungen tauchten an diesem Orte in mir nicht auf! welche Gefühle bewegten da nicht mein Gemüth! ich hatte einst hoffen dürfen, als Sohn von seinen Armen umschlungen zu werden, und jetzt kniete ich auf seinem Grabe! Auf das Neue überkam mich da der Gram und der Zorn über den Betrüger. Auf dem Heimwege brach das lang zurückgehaltene Gefühl los. Ich beklagte mein Geschick, ich drückte meinen Zorn über Bernard vor der Base in heftigen Worten aus. Da sah Betty mich traurig an. „Vetter," begann sie, „habt Ihr denn nicht eben gebetet und Ihr wollt jetzt zürnen? Mein Vater hat ihm auf dem Sterbebette verziehen; ich habe dasselbe gethan, hab' ihm auch von Herzen vergeben. Vetter,

ich bitt' Euch um Jesu willen, verzeiht auch Ihr! Wie schwer auch der Unglückliche Euch gekränkt hat; weher, als er uns gethan, hat er gewiß auch Euch nicht gethan. Thut es Gott zu Liebe!"

So flehte die mißhandelte Frau für Den, der ihr des Lebens ganzes Glück gestohlen! ein Himmel von Liebe ruhte in dieser engelgleichen Seele; allein diese große, fast übermäßige Liebe konnte auch gefährliche Folgen haben, konnte sie zu einer für sie schädlichen Nachsicht mit Bernard verleiten. Ich war darüber nicht ohne Sorgen; ich mußte in wenigen Tagen die Pflanzung verlassen. Es lag mir daher am Herzen, zu wissen, welchen Entschluß die Base wegen Bernard und ihrer eigenen Zukunft gefaßt hätte. Als ich einstmals mir in schonender Weise eine Anspielung darauf erlaubte, äußerte sie, Alles Gott und der Entscheidung ihres Beichtvaters, des Paters Berno, welcher in Kurzem hier eintreffen würde, überlassen zu wollen; sie hätte bereits ihren Entschluß gefaßt, den Entschluß, Gott und Ihm nur allein von nun an dienen zu wollen. Weiter sprach sie sich nicht aus; sie vermied darüber jede weitere Erörterung; sie scheute sich, Bernards Namen nur zu nennen. Sie suchte mehr als je die Einsamkeit; bis Mitternacht lag sie oft auf den Knieen in ihrer Kapelle, um Trost und Erleuchtung für sich und gewiß auch um Gnade für Den bittend, der die Ursache ihres Leides war.

Da führte der Himmel schneller, als wir glaubten, die Entscheidung in höchst überraschender Weise herbei. —

Fünfzehntes Kapitel.

Der Ueberfall — Bernards Ende — Betty's Entschluß und Opfer — Mein Abzug von der Pflanzung.

Ich war bereits vollkommen von meinem Fieberanfall genesen; nur der Streifschuß an der Schulter schmerzte mich noch. Ich hatte deßhalb mein Kämmerlein in der Kaserne wieder bezogen, und traf nun Anstalten zum Aufbruch, den ich nicht länger mehr verschieben konnte. Auch hier bewies Base Betty wieder die bewährte Güte; sie versorgte uns mit Allem, dessen wir bedurften, mit Lebensmitteln, Tuch, Leinwand, Wagen und Zugpferden. Die Pflicht gebot; aber es ward mir schwer, sehr schwer, Betty in solcher Lage zu verlassen. Meinen Vorschlag, uns zu begleiten, lehnte sie ab. „Aber wenn Bernard die Kühnheit hat, wieder zu kommen? Base, was dann?" fragte ich besorgt. „So wird er empfangen werden, wie er's verdient," entgegnete Betty ruhig. „Das Band, so uns knüpfte, das ist gelöset durch seine Schuld; ich weiß von keinem Manne mehr. Dem Unglücklichen, dem Reuigen werd' ich alle Hilfe bieten; aber ich wiederhole es, sein Weib bin ich nimmer, ich war es vielmehr nie. Meine Diener stehen zu mir; Gewalt darf ich nicht fürchten; fünfzig entschlossene wohlbewehrte Männer werden mich beschützen."

Dieser feste Muth beruhigte mich einigermaßen, Betty hatte Recht; die Leute auf der Pflanzung hätten lieber ihr Blut bis auf den letzten Tropfen verspritzt, als ihr nur ein Härlein krümmen lassen. Da-

von war ich überzeugt. Aber dennoch, je näher die Stunde des Scheidens heranrückte, um so höher stieg meine Angst, mein Kummer um Betty; es schnitt mir tief in's Herz, die nächste Blutsverwandte, die mir der Herr gegeben, diese reine, wahrhaft edle Seele, die ich eben so ehrte, als liebte, in dieser Wildniß zu verlassen, und einen Verworfenen, wie Bernard, der vor keiner Schlechtigkeit zurückbebte, in ihrer Nähe zu wissen. Die letzten Nächte meines Aufenthaltes brachte ich fast schlaflos, nur mit dem Gedanken zu, meiner guten Base Sicherheit möglichst festzustellen. Ich sah nur ein Mittel, sie zu bewegen, mit mir zu ziehen — sie verwarf es neuerdings, und aus Gründen, die ich kaum mißbilligen konnte.

Von Bernard hatte man seit jenem Vorfalle in der Schlucht nicht das Mindeste weder gesehen noch gehört; die Jäger, die ihn begleitet, waren ohne ihn heimgekehrt, und konnten über ihn durchaus keine Auskunft geben. Spurlos schien er verschwunden. Dieß beunruhigte mich; ich kannte seine Tücke, seinen verwegenen Muth. Ich verstärkte die Wachtposten und sandte weitaus Patrouillen, um jedem Ueberfalle zuvorzukommen. Ebenso hielt die Base die wehrhaften Männer der Pflanzung Tag wie Nacht kampfbereit. Solche Vorsicht rettete uns.

Es war zwei Tage vor unserm Abzug, als ich nach meiner Gewohnheit die Wachtposten des Nachts besuchte; ein düsteres Dunkel hatte den Himmel eingehüllt, einzelne Regentropfen fielen bereits, und aus den Schluchten der nahen Berge brausten die Winde mit voller Macht. Ich schärfte den Wachen doppelte Achtsamkeit ein, und ging dann der Kaserne zu, um

etwas zu ruhen. Da gewahrte ich wenige Schritte vor mir den bleichen Schein einer Laterne. Es war die Base, welche, von einer Dienerin begleitet, so eben die Kapelle verließ, in der sie brünstiger und länger als sonst, der Andacht sich hingegeben. Sie bot mir freundlich eine gute Nacht; aber in ihrem Wesen lag eine gewisse Unruhe, die mir auffiel. Ich richtete einige herzliche Worte an sie; da gestand sie mir, eine Unruhe und Angst eigener Art halte sie befangen; sie könne sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Nacht mit ihrer düstern Finsterniß und tobendem Sturme Unheil über die Pflanzung heraufbeschwöre. Sie hätte deßhalb in ihrer Angst zu dem Herrn ihre Zuflucht genommen; doch bitte sie mich, recht auf der Hut zu seyn.

In diesem Augenblicke legte sich plötzlich des Sturmes Tosen; eine tiefe Stille breitete sich über das Thal aus, aber nicht als ein Bote des Friedens, sondern des Kampfes. Ein unheimliches Flüstern begann bald darauf durch die Lüfte zu rauschen und immer näher zu kommen. Horchend stand ich stille; da hoben die Hunde zu bellen an, und eine Gestalt rannte blitzschnell herbei. Es war Tom, dessen Falkenauge das Dunkel der Nacht durchdrang.

„Seyd auf der Hut!“ sprach er leise zu mir; „vom Walde her zieht ein Haufe Indianer gegen die Pflanzung.“ „Bernard!“ rief die Base erschrocken. „Er ist's und kein Anderer,“ entgegnete ich; „aber faßt Euch, Base, nur über meine Leiche geht der Weg in Euer Haus. Fürchtet nichts; hundert wohlbewehrte Männer von Euerm Vetter geführt, schirmen Euch!“

Es war keine Zeit zu verlieren; ich bat die Base, sich alsbald in das Herrenhaus zu begeben, und ihre Leute aufzubieten; ich würde sogleich mit meiner Mannschaft ihr zu Hilfe eilen. Blitzschnell war Alles unter den Waffen; meine Soldaten hatten sich in der Caserne aufgestellt, die wie ein schützend Bollwerk vor dem Herrenhause lag; bei diesem selbst standen die Männer der Pflanzung, entschlossen, die geliebte Herrin bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. —

Mit überraschender Schnelle, wie Schlangen auf dem Boden hinkriechend, waren die Indianer der Pflanzung auf etwa zwanzig Schritte nahe gekommen. Da sprangen sie plötzlich mit einem furchtbaren gellenden Geschrei von der Erde auf und stürzten vor. In demselben Augenblicke aber ließ ich die bereitgehaltenen Kienholzfackeln und Lichter an den Fenstern anzünden, und in ihrem Glanze erblickten wir die halbnackten Gestalten der Indianer, die von mehreren Weißen — unter ihnen Bernard — angeführt waren. Es mochten ihrer über fünfhundert, theils mit Pfeil und Bogen und Spieß, theils mit Feuergewehr bewaffnete Männer seyn. Nachdem sie sich also empfangen sahen, wichen sie überrascht einige Schritte zurück; aber von Bernard angetrieben, drangen sie wieder vor, und ein schrecklicher Kampf hob an. Die Indianer, halbberauscht und beutelustig (Bernard hatte ihnen die Plünderung der reichen Pflanzung verheißen!) kämpften wie die Tiger; bei ihrer Ueberzahl gelang es ihnen, zweimal bis zu dem Herrenhause vorzudringen; hier aber stand der Kern meiner Burschen mit den Tapfersten der Pflanzung; ich war ent-

schlossen, lieber zu fallen, als Bernard, dem Verworfenen, den Eingang zu gestatten. Wüthend entbrannte an dieser Stelle der Kampf; rastlos trieb Bernard die Seinigen vorwärts, und setzte sich zuletzt, um sie zu ermuthigen, selber an ihre Spitze. Da traf er auf mich; noch seh' ich's, wie seine Augen bei meinem Anblicke flammten, seine Züge sich in Wuth verzerrten, und er den Arm zu dem Streiche hob, der mich tödten sollte. Aber ich kam ihm zuvor, warf ihn durch blitzschnelle Wendung nieder, und gerieth hiebei selber in Gefahr, von einem Bernard zu Hilfe eilenden Indianer mit dem Towhawk erschlagen zu werden. So mußte ich von Bernard ablassen, und mich wider den Indianer wenden; sicher wäre ich in dem ungleichen Streite unterlegen, hätte nicht in demselben Augenblicke, wo ich den Angriff des Indianers abwies, mein treuer Tom Bernard, der blitzschnell aufsprang und mich rücklings niederstechen wollte, auf das Neue niedergeworfen und schwer verwundet. Er wollte ihm eben den Todesstreich versetzen, als ich ihm zurief, seiner zu schonen. An Bernards Seite waren die Meisten der Weißen und zwei der tapfersten Führer der Indianer gefallen. Ihr Verlust entmuthigte die Wilden; sie flohen eben so schnell, als sie gekommen waren; aber mehr als siebzig der Ihrigen deckten als Leichen den Kampfplatz. Von meinen wackern Burschen, die hier mit ihrem Blute den Dank für die genossene Gastfreundschaft abgestattet, waren sieben Mann gefallen, neun verwundet worden; ungleich mehr hatten die Männer der Pflanzung eingebüßt, und so ihren Schwur mit der heldenmüthigsten Treue gehalten.

Unverfolgt ließ ich die Indianer abziehen; ich wollte das weitere Blutvergießen verhindern und fürchtete ihre List. Ich sorgte alsbald für die Pflege der Verwundeten, wie für die Beerdigung der Todten. Hiebei bewies Base Betty die gewohnte Liebe und Barmherzigkeit; die Verwundeten fanden alle in dem Herrenhause Aufnahme, Freunde wie Feinde; es mochten ihrer wohl an Hundert seyn. Alle ohne Unterschied wurden auf das Liebevollste gewartet; und gerade Derjenige, welcher sie auf's Tiefste gekränkt, Bernard, genoß vor Allen ihre Liebe. Man hob ihn halbtodt, ohnmächtig aus dem Haufen der Leichen und Verwundeten, und trug ihn dann auf Betty's Befehl in sein Zimmer. Hier verband sie unter strömenden Thränen seine Wunden; sie waren tödtlich. Erst gegen Abend erwachte Bernard aus seiner Betäubung, die das höchste Fieber noch gesteigert; aber welch ein Erwachen! in einem Zimmer, in einem Hause sah er sich, das er noch vor wenigen Tagen als sein Eigenthum betrachtet hatte; da lag er nicht mehr wie sonst, ein gefürchteter Herr, sondern ein elender Gefangener; nicht mehr strotzend von Maneskraft und Gesundheit, sondern mit Wunden bedeckt und dem Sterben nahe. Diejenigen, die er beraubt, auf das Tiefste gekränkt, ja fast dem Tode überliefert hatte, sie waren nun seine Gebieter; sie hatten nicht blos seine Person, sondern selbst sein Leben in ihren Händen. Welche Pein für ein solches Gemüth, wie Bernards! Und sie waren nur kühler Thau gegen die Qualen eines Gewissens, dessen Stimme, je länger sie geschwiegen, desto fürchterlicher nun ertönte, und sie erklang ihm wie der Donner des nahen Ge-

richtes, das ihm bald seine ewige Verwerfung verkündigen sollte. Ueber das endlose Weltmeer war der Racheengel geschritten und hatte in den verborgensten Schluchten der Erde ihn gefunden und ihn hieher auf dieses Marterbett, das er nur mit dem Grabe vertauschen sollte, geworfen. Für ihn schien es keinen Trost, keine Hilfe mehr hienieden, keine Hoffnung jenseits mehr zu geben; und die Liebe selber sollte ihm nimmermehr Linderung, sondern nur Mehrung seiner Qual bieten. Da kniete sie ja, die edle Frau, deren Ruhe und Glück er mit Füßen getreten; sie hatte seine Wunden verbunden und kniete jetzt vor dem Bilde des Gekreuzigten, die Hände faltend zum Gebet für ihn! Das sah er, und es mehrte dieser Anblick seine Pein; laut aufschreiend zuckte der Unglückliche zusammen. —

Das war Bernards Erwachen! Wie schmerzlich und jammervoll auch mein Erwachen vor zwanzig Jahren auf der Waldhöhe bei Alzenau seyn mochte, es schien nur ein Tropfen Bitterkeit gegen jenes Meer der Peinen und Leiden, das jetzt Bernard überströmte, als er die Augen aufschlug.

Da nahte sich Betty und richtete auf ihn das Auge mit einem Strahl jener Liebe, die am Kreuze in der Todesnoth noch für die Mörder betete. Und schmerzlicher noch als der Wunden Brand und des Gewissens Gluthen drang dieser Blick in Bernard's Seele; er wandte sich bebend ab, er wollte das Haupt in die Kissen verbergen.

„Geh', geh' weg!" stammelte er mit heiserer Stimme; „ich kann deinen Anblick nicht ertragen!"

„Was stoßest du mich denn von dir?" begann

engelmild Betty; „ich bringe dir nichts Böses, sondern Gutes; ich habe dir ja vom Herzen verziehen!“

„Du mir verziehen? mir? ich war dein Fluch!“

„Und ich, ich möchte in dieser Stunde dein Segen werden! O Unglücklicher! bitte mit mir zu Gott, daß sich deine Augen nochmals dem Lichte der Gnade öffnen, ehe sie sich in der Todesnacht schließen, und dein Herz noch der Reue theilhaftig werde, ehe es stille steht. Die Wahrheit muß ich dir sagen, wenn ich anders deiner Seele nicht schaden will. Wisse, Unglücklicher, die Tage deines Lebens sind gezählt; nur wenige Stunden hast du mehr zu leben!“

Sie hielt bei diesen ernsten Worten inne und blickte auf Bernard; auf seinem todtbleichen Antlitz trieben Angst und Zorn und Schmerz ihr furchtbares Spiel. Plötzlich fuhr er auf und schrie: „So laßt mich sterben! was dann?“

Der Worte: „Was dann?“ bediente sich Bernard sehr häufig im Gespräche, zumal, wenn er aufgeregt war.

„Was dann? Unseliger! was dann?“ fuhr Betty mit feierlicher Stimme fort; „ich will es dir sagen: Du stirbst, und d a n n, d a n n kommt das G e r i c h t d e s s t r e n g e n, a l l g e r e c h t e n, a l l w i s s e n d e n R i c h t e r s, der Herz und Nieren prüft, der unerbittlich dich zur Rechenschaft über alle Gedanken, Worte und Werke, die du gethan, ziehen wird, der dann das Urtheil fällt für eine Ewigkeit, ein Urtheil, das, falls du nicht Buße thust, dich in den Abgrund der Hölle zur Pein der bösen Geister stoßen wird, daraus keine Erlösung mehr ist.“

Und wie vom Geiste Gottes erfaßt, sprach Betty

erschütternd zu, sie bot ihm das Bild des Gekreuzigten und flehte ihn an, die Gnade Desjenigen anzurufen, der alle Sünden auf sich nimmt, der sterbend dem Mörder noch Gnade gewährte, und welcher der Versöhner in Ewigkeit ist. Ich war von der anstoßenden Kammer aus Zeuge des Auftrittes, der mir für immer unvergeßlich seyn wird. Nimmer ein Mensch, ein höheres Wesen, ein Engel vom Himmel schien Betty zu seyn, als sie vor Bernards Lager knieend und Thränen vergießend zu ihm die ergreifendsten Worte der Liebe wie des furchtbarsten Ernstes sprach, als sie ihn beschwur, den Glauben und die Liebe und Reue zu erwecken und sich in die Hände Jesu zu geben, dessen Barmherzigkeit allein ihn noch erretten könne, dessen schrecklichen Richterspruch er in wenigen Augenblicken vernehmen würde, falls er unbußfertig die letzte Gnadenfrist verstreichen ließe. Wie flammend, wie mächtig waren nicht die Gebete, die sie für ihn zu Gott sandte! wie zermalmend nicht die Mahnungen, die sie an diese Seele richtete! Wie hart, wie marmorkalt anderseits war dieses Herz! auf all' ihr Bitten und Mahnen nichts als düsteres Schweigen, wilde Blicke der Verzweiflung, banges Angst- und Schmerzgestöhn, und zuletzt das Wüthen des Fiebers, das Bernard heftiger, als ehevor ergriff. Er fiel in eine Art von Raserei, die bis zu seinem Ende anhielt.

Während derselben öffneten sich nicht selten Bernards Lippen wie von Gott erschlossen, und offenbarten uns die verborgensten Gedanken seines Herzens. Vieles betraf mich. Er hatte mich gleich bei dem ersten Zusammentreffen jenes Abends erkannt, und jetzt war mir sein plötzliches Erbleichen wohl erklärbar. Er fürchtete, daß auch ich ihn erkannt und den Plan hätte, ihn für seine böse That zur Verantwortung und zur Strafe zu ziehen. Die Mittel hiezu besaß ich als Commandant einer ansehnlichen Truppe. Er beschloß daher, mir vorzukommen und mich durch schnellwirkendes Gift aus dem Wege zu räumen. Darum empfahl er mir so dringend jenes Abends seine Arznei gegen mein Magenleiden, darum gab er

mir selber das Fläschlein — es enthielt aber das stärkste Gift. Gar wohl erinnerte ich mich seiner Ueberraschung, als ich ihm des Morgens darauf begegnete. Ich hörte nun, wie er unter Verwünschungen über mich einmal in der Raserei ausrief: „Wer muß ihm denn gesagt haben, daß Gift in dem Fläschlein war? was nützt es mir, daß es sein Bursche trank? er hätte es trinken sollen!“ Mein Schutzengel aber war die gute Base gewesen, die in ihrer Sorge, wie von Oben gemahnt, mir noch spät des Abends ihr Pulver schickte. Eben so hoben seine Geständnisse jeglichen Zweifel, daß er die Jagd auf die Bären nur in der Absicht mich zu verderben angeordnet, und der Schuß, der durch Gottes gnädige Fügung mich nur gestreift und scheinbar dem Bären bestimmt war, mir gegolten hätte. Bernards Ende war furchtbar; er starb, wie von Gott verlassen, in der Raserei, unter gräßlichen Schmerzen. Ich habe ihm verziehen, vom Herzen verziehen; möge Gott seiner Seele gnädig gewesen seyn!

Die Liebe duldet Alles, das sah ich an Betty; kein Wort der Klage kam über ihre Lippen; sie litt, weil es der Herr also wollte; sie trank den Kelch der Schmerzen, weil es die Hand Gottes war, die ihn ihr darbot; nie äußerte sie sich über die Größe ihrer Leiden: sie kannte nur der Allwissende. Wer aber in die Tiefe dieses reinen und so zarten Gemüthes nur Einen Blick werfen konnte, der mußte ahnen, daß die Bitterkeit ihres Leides nicht leicht mit Worten zu bezeichnen war. Sie sorgte für Bernards anständige Beerdigung; sie forderte Alle im Hause zum Gebet für ihn auf, und ging selbst mit dem Beispiele voran. Das Gebet und die liebvolle Pflege der Kranken und Verwundeten bot ihr Trost und Erholung.

Ein zweiter Ueberfall der Indianer stand nicht zu befürchten. Schon Tags darauf nach dem blutigen Gefechte sandten sie nach der Pflanzung die Friedensboten, schoben die Schuld des Kampfes auf Bernard, der sie rastlos unter allerlei Vorspiegelungen und Verheißungen wider die Pflanzung getrieben, und baten um Herausgabe ihrer Todten und

Verwundeten und um Wiederherstellung der früheren freundlichen Verhältnisse. Das Alles bewilligte ihnen die gütige Herrin der Pflanzung; sie entließ bei dieser Gelegenheit auch die gefangenen Indianer und drei Europäer, Pelzhändler, wohl ähnlichen Schlages wie Bernard, der sie, nach ihrem Geständnisse, durch Geldversprechungen für den Ueberfall gewonnen.

Der Verwundeten halber verzögerte sich mein Abmarsch auf das Neue; endlich waren auch sie bis drei Schwergetroffene, die in der Pflanzung zurückbleiben mußten, marschfähig. Der Abzug von dem verhängnißvollen Orte wäre mir wahrlich ganz leicht geworden, hätte ich nur die gute Base mit mir nehmen können. Es war keine Seele auf der weiten Erde, die mir durch Verwandtschaft so nahe stand, die ich so zärtlich liebte und ehrte, als sie. Daß der Abschied von mir auch ihr nahe ging, verbarg sie nicht.

Abends vor dem Aufbruche besuchte ich nochmals des wackern Oheims Grab, und hier überließ ich mich meinen Gefühlen. Ich bog in Leid und Freud' die Kniee und hob zu beten an; da rauschte es leise hinter den Trauerweiden, die das Grab wie mit einem dichten Kranze umschlossen, und Betty kniete sich an meine Seite und vereinigte ihr Gebet mit dem meinigen und gewiß, sie flehte nicht blos für den hier schlummernden Vater, sie gedachte auch meiner. Tiefbewegt stand ich auf und sprach: „Mein Oheim, warum darf ich nur an deinem Grabe ruhen, und nicht an deinem Herzen? Gott lohne dir all das Gute, das du mir zugedacht hast; dein Sohn sollte ich werden und Betty's —"

„Bruder," fiel plötzlich die Base ein, mich mit gerötheten Wangen und einem Blicke voll wahrer reiner Liebe betrachtend. „Ja, Vetter, Betty hätte dann das Glück gehabt, einen Bruder zu besitzen! Aber," fuhr sie fort und faßte mich mit steigender Rührung bei der Hand, „kann denn das nicht auch jetzt noch werden? Ich bitte Euch, betrachtet meinen Vater, mag er auch nimmer hienieden weilen, doch von nun an und immer als Euern Vater; denn wahrlich, väterlich hat er Euch, ohne je Euch gesehen

zu haben, geliebt. Betrachtet die arme Betty von nun an und immer als Euere Schwester; o glaubt mir, sie liebt und ehrt Euch als ihren nächsten Blutsverwandten, sie liebt und ehrt Euch, wie sie noch keinen andern Mann nächst ihrem Vater geliebt und geehrt hat. Wie glücklich wird Betty seyn, wenn Ihr Bruderliebe ihr schenkt!"

Wie fein, wie zart war nicht diese Wendung!

„Bruder," fuhr sie liebevoll weiter und suchte mit ihren treuen, klaren Taubenaugen den Weg zu meinem Herzen zu finden, „was könnte ich denn Euch wohl mehr verschweigen! Hört denn: schon damals, wie ich Euch zum Erstenmale sah, meinte ich keinem Fremden, sondern einem Manne gegenüberzustehen, mit dem Gott mich durch ein geheimnißvolles Band verbunden; ach, Euere Züge erinnerten mich ja an den Vater, und gleich fiel mir bei, daß er sich oft geäußert, er sehe der einzigen Schwester überaus ähnlich. Ihr habt es ja selbst empfunden, nicht als Fremden hab' ich Euch behandelt, sondern als einen, der in meines Vaters Haus gehört. Aber Ihr sollt Alles wissen, mein Bruder! mein einziger Bruder, der seyd Ihr, und mit treuer Schwesterliebe will ich Euch anhangen mein Lebenlang. Mein Bräutigam, dem ich von nun an mich vermählen will, ist der Heiland, und bald gedenk' ich im Kloster der Clarissinnen zu Quebek mit Ihm die Hochzeit zu halten."

„Was sprecht Ihr? in das Kloster wollt Ihr gehen? o Schwester, überlegt es wohl," rief ich überrascht, „die Gelübde binden ewig!"

„Das sollen sie auch; ja, einen ewigen Bund will ich mit meinem Herrn schließen, Bruder; nur in diesem Bunde wird mein armes, wundes Herz Ruhe und Genesung finden. Nach diesem Bunde hab' ich mit Sehnsucht schon, ein Kind, begehrt, als mich die kranke Mutter nach Dublin in das Kloster der Brigidinerinnen trug und mich ihrer Pflege übergab; nach Ihm verlangte ich als Jungfrau, und nur die Liebe und der Gehorsam gegen den Vater konnte mich bewegen, die Hand einem Manne zu reichen; das Herz blieb meinem Heilande. Mein Bruder, freue

dich mit mir! das Ende meiner Leiden ist da, und mein Sehnen wird bald gestillt werden!"

Von höchster Verwunderung, von tiefster Bewegung ergriffen, stand ich bei diesen Worten da; nie hatten meine Ohren eine solche Sprache vernommen, nie meine Augen ein solches Wesen geschaut. Ein wahres Engelsbild, stand Betty in diesem Augenblicke vor mir, das Auge leuchtend in heiliger Liebe und Sehnsucht, das Antlitz wundersam verklärt, strahlend in übernatürlicher Schönheit. Plötzlich ergriff sie mich bei den Händen und rief voll Innigkeit: Mein Bruder, ich muß von dir scheiden! O Gott, Dir übergeb' ich ihn! beschütze und segne ihn mit der Fülle Deiner Gnaden! Mutter Maria, trage ihn auf Deinen Armen! Ihr Engel geht vor ihm her! O mein Bruder, lebe wohl; die Schwester wird täglich dein gedenken und sterbend dich nicht vergessen!"

Das waren ihre letzten Worte; noch einen Blick voll Liebe auf mich werfend, verschwand sie plötzlich in den Bäumen des Gartens, und nie sah ich sie wieder.

Betty kam nicht zum Abendessen und ließ sich entschuldigen; eben so wenig sah ich sie des andern Tages bei dem Frühstücke. Man überreichte dagegen mir einen Brief ihrerseits und ein schweres Kästchen von Mahagoniholz. In dem Briefe bot sie mir auf die zarteste Weise die letzten Abschiedsgrüße und jedes ihrer Worte durchhaucht von dem Geiste der reinsten engelgleichen Liebe drang in mein Herz und blieb darin bis auf diese Stunde haften. Das Kästchen enthielt ein kostbares kleines Crucifix, das Onkel Richard in der Sterbestunde auf dem Herzen getragen, und 1000 holländische Dukaten für mich, und für jeden meiner Bursche 50 Dukaten; für die, welche bei Vertheidigung der Pflanzung verwundet waren, das Doppelte. Auf die liebevollste, zarteste Weise ward die so reiche Gabe gespendet. „Da ich in Kurzem in das Kloster gehe," schrieb sie, „so bist du, mein Bruder, wie es sich von selbst versteht, der Erbe meines zeitlichen Gutes. Du empfängst nur, was dir Gott selber bestimmt hat, was jeder weltliche Justiz-

mann dir bestimmen würde. So geht auch der Wille meines Vaters in Erfüllung. Die volle rechtsgiltige Disposition über mein Vermögen kann und werde ich erst zu Quebek vor dem Gerichtshofe daselbst vornehmen und du wirst davon zu seiner Zeit Kenntniß erhalten."

Bei Lesung dieses Schreibens traten mir die Thränen in die Augen; für einen Offizier, dessen Rittergut der Degen war, der von den Launen seiner Obern abhing und jeden Augenblick entlassen werden konnte, war eine solche Gabe von sehr großem Werthe; aber nicht ihr Reichthum, ihre Liebe rührte mich auf das Tiefste. Mit Gewalt mußt' ich die innere Bewegung unterdrücken, um die Anstalten zum Abmarsche zu treffen. Ich ließ mein kleines, sehr gelichtetes Corps vor dem Herrenhause aufmarschiren, zum Danke und der Ehre halber das Gewehr präsentiren und eine Salve geben. Sehnsüchtig blickte ich hinauf, wo die Schwester wohnte, und es war mir, als sähe ich am Fenster das grüßende Flattern eines Tüchleins. Aber es mußte geschieden seyn und ich riß mich los. Auch meinen Burschen kam das Scheiden nicht leicht an; zu viel des Guten hatten sie hier genossen; die meisten Bewohner der Pflanzung begleiteten uns bis auf die Spitze des Hügels; von hier sandten wir noch einmal ein donnerndes Vivat zum letzten Gruße in das Thal hinab und dann ging es rasch vorwärts. Die gute Schwester, deren Liebe und Vorsicht für alle unsere Bedürfnisse reichlich gesorgt, hatte uns auch einen verlässigen Führer mitgegeben. So kamen wir ohne weitern Zusammenstoß mit dem Feinde nach einem siebentägigen sehr anstrengenden Marsche zu unserm Corps zurück. Man hatte uns daselbst bereits für verloren geachtet, und so war unsere Aufnahme besser, als zu erwarten stand. Jetzt bezog auch meine sehr geschwächte Schaar die Winterquartiere; Ruhe und Erholung hofften wir hier zu finden — aber wie bitter ward nicht diese Hoffnung getäuscht!

Sechszehntes Kapitel.

Ich werde gefangen — ich komme nach Irland und Darcy — weitere Begebenheiten.

Unsere Winterquartiere hatten eine viel zu ausgedehnte Lage; die Truppen waren deßhalb zu sehr zerstreut, und konnten im Falle der Noth einander nicht leicht zu Hilfe kommen. Diesen Fehler benützte der ebenso kluge als tapfere General der Amerikaner, Washington, überfiel uns um Weihnachten bei dem abscheulichsten Wetter so geschickt und rasch, daß er die vereinzelnten Haufen, die nirgends sich sammeln und geordnet aufstellen konnten, blitzesschnell auseinanderwarf, wie muthig sie auch kämpften. Es war ein böser Tag für uns; außer einer beträchtlichen Anzahl Todter verloren wir noch an 1000 Gefangene. Zu diesen zählte auch ich; vielleicht hätte ich mich retten können; allein unweit meiner sah ich einen jungen englischen Offizier, der gestern mit Depeschen von Lord Howe in unser Lager gekommen und des Abends an meiner Seite sein Mahl genossen und seine Cigarre geraucht, von Feinden umringt und in größter Gefahr. Ich raffte einige Bursche zusammen und hieb ihn mit ihrer Hilfe glücklich heraus; allein das Unglück, das ich von ihm gewendet, traf jetzt mich selber. Ich stürzte im Kampfgewühle; augenblicklich warfen sich die Amerikaner über mich, entrissen mir meinen Säbel und plünderten mich rein aus. So gingen die 1000 Dukaten der guten Schwester auf einmal verloren. Die Amerikaner, hoch erfreut über die reiche Beute, fügten zum Unglücke noch Spott hinzu und höhnten, „sie hätten seit langer Zeit kein Wild so gut gespickt gefunden, als mich.“ Die Gefangenen wurden in mehrere Abtheilungen geschieden, in das Innere des unermeßlichen Landes abgeführt und in die einzelnen Ortschaften vertheilt. Nur theures Lösegeld, Auswechslung oder Friede bot hier die Freiheit.

Ich kam nach Newcastle, einem Städtlein der

Provinz Delaware, in das Haus eines Kaufmanns, Namens Christian Milkie; er zeigte mir Theilnahme und hielt mich gut. Ich vergalt ihm, als er bald darauf von einem bösen Gichtleiden ergriffen ward und ein halb Jahr das Bett nicht verlassen konnte. Ich besorgte ihm seine Schreibereien, fertigte seine Rechnungen, und gab seinen Söhnen Unterricht in der Mathematik und der deutschen Sprache. Mein Hausherr bewies sich dafür sehr dankbar; einer seiner Verwandten war Adjutant bei General Washington, und auf dessen Wort erhielt ich meine Freiheit gegen das Versprechen, im Laufe des ganzen gegenwärtigen Krieges die Waffen nimmer gegen die Amerikaner tragen zu wollen. Darauf ging ich mit Freuden ein, entlieh von meinem wackern Hausherrn das nöthige Reisegeld und fand nach langem Suchen zu Halifax ein dänisches Schiff, das sich zur Fahrt nach Europa bereit machte. Als das Schiff den Hafen verließ und die Ufer mehr und mehr in die Fluthen des Meeres zurücksanken, da wandte sich mein Auge unwillkürlich noch einmal der Gegend zu, wo der Hudson floß, wo das Thal mit der Pflanzung lag, in deren Schooß still und verborgen die schönste Blume wahrer Liebe und Gottesfurcht blühte. Noch einmal sandte ich ihr über die Wogen einen Herzensgruß, und empfahl sie dem Schutze des Allerhöchsten.

Dessen waren auch wir auf dem Schiffe bald sehr bedürftig. Schon am dritten Tage der Abfahrt brach ein Sturm los, der uns weit von der Richtung abbrachte und uns gegen Süden verschlug; mit genauer Noth waren wir dem Untergange entronnen, und in dem übelsten Zustande erreichten wir die azorischen Inseln. Es war nicht möglich, auf dem lecken, alten Schiffe die Fahrt nach Europa fortzusetzen. Ich bestieg deßhalb zu Ponta del Gada, der Hauptstadt der Insel San Miguel, einen englischen Kutter, der nach London segelte; allein auch auf ihn schien mich ein Unstern eigener Art verfolgen zu wollen. Die Blattern brachen unter der Mannschaft und den Passagieren aus, als wir die Küste Irlands vor Augen hatten, und der Capitän war gezwungen, den

nächsten besten Hafen aufzusuchen und hier die Kranken auszusetzen. So landeten wir zu Sligo, einer Hafenstadt der Grafschaft Connought. Wie schlug mein Herz, von so mächtigen Erinnerungen bewegt, als ich an das Land trat! Hier, ganz in der Nähe, hatten ja vor wenigen Jahren noch Onkel Richard und Betty gelebt, es konnte Darcy, ihr Gut, nur etliche Stunden von Sligo entfernt seyn. Ich beschloß, Darcy jedenfalls zu besuchen und mich zu erkundigen, wie es jetzt um das schöne Gut, Betty's Eigenthum, stünde. Seit Jahren schon hatte der Gerichtshof meinen Onkel für schuldlos erklärt und die Rückgabe seines mit Beschlag belegten Vermögens ausgesprochen. Es schien mir nur eine heilige, eine Bruderpflicht zu seyn, Betty's Recht, soweit ich es in meiner dermaligen Lage vermochte, geltend zu machen, und ihre Vortheile wahrzunehmen. Ich miethete mich deßhalb in ein bescheidenes Gasthaus ein; ich hatte alle Ursache, überflüssige Ausgaben zu meiden; mein Geld begann zu schmelzen; die lange Dauer und die Mühsale der Seefahrt hatten meine Kräfte erschöpft und Niemanden kannte ich, zu dem ich meine Zuflucht in solcher Verlegenheit hätte nehmen mögen. Allein, ich war ja in Irland, der Heimath meines Oheims, der Geburtsstätte Betty's, meiner barmherzigen Schwester, und wie ich fest glaubte, von Gott dahin geführt. Dieser Gedanke richtete mich wieder auf.

Nur Einen Tag widmete ich der Erholung; den nächsten Morgen brachte ich meine Papiere, durch die ich mich nöthigenfalls als Neffe Richards ausweisen konnte, in Ordnung, und nahm einen Wagen und Führer nach Darcy. Schon zu Mittag hatten wir Darcy erreicht; in der That, es hatte mein Onkel keine schlechte Wahl getroffen, als er, sich ein Ruheplätzlein suchend, Darcy kaufte. Darcy, das Schloß mit seinem hohen Thurm und großartigen Park, erhob sich auf einem sanft ansteigenden Hügel in der Mitte von Waldungen; etwa eine Viertelstunde entfernt lag das Dorf an einem kleinen fischreichen See; daselbst befand sich auch das Wirthshaus, wo ich abstieg und

mir ein Glas Genever geben ließ. Hier konnte ich nur wenig über die Verhältnisse des Gutes erfahren; der Wirth wies mich an den Pfarrer oder den Verwalter. So ging ich zu dem Pfarrer.

Derselbe, ein ehrwürdiger Greis, empfing mich mit Güte; allein, erst dann, als ich ihm durch meine Papiere meine nahe Verwandtschaft mit dem frühern Gutsherrn darthat, öffnete sich sein Herz. Er war nicht blos Betty's, sondern auch Mary's, ihrer Mutter, väterlicher Freund und Lehrer gewesen; er hatte die Ehe der Letzteren mit Onkel Richard eingesegnet. Von ihm sprach er mit großer Achtung; er pries den Muth seiner Seele, seine Biederkeit, seinen Eifer für die Kirche, seine Mildthätigkeit gegen die Armen. Die letztere übte zumal Mary, seine Gattin, mit der zärtlichsten Hingabe, und diese Tugend war auch wie ein heilig' Erbgut auf Betty, ihre Tochter, übergegangen. Eine Menge rührender Züge dieser Liebe erzählte mir der Pfarrer, und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Was ich ihm von Onkel Richards und Betty's Geschick, von Bernards unerhörtem Betrug nun offenbarte, das erfüllte ihn mit Schmerz und Entrüstung zugleich. Bernards Wesen und Treiben hatte ihm nie gefallen; er war ihm wie eine Schlange erschienen, welche früher oder später ihren Wohlthäter tückisch wunden würde. Auch er bewunderte die furchtbar waltende Gerechtigkeit Gottes, welche an den äußersten Enden der Welt die Schuldigen noch zu finden und zu züchtigen weiß.

Was das Gut betraf, so hatte jetzt das Gericht einen tüchtigen Verwalter aufgestellt, und derselbe verwaltete es nun für Onkel Richard oder dessen rechtmäßige Erben. Er lud mich ein, das Schloß zu besuchen und mich mit dem Verwalter, einem rechtlichen Manne, der mir gewiß alle wünschenswerthen Aufschlüsse mit Freude geben würde, näher zu besprechen. Auch bat er mich, hinsichtlich der Schicksale meines Onkels und meiner Base, sowie des Aufenthaltes der Letzteren, bei Gericht Anzeige zu machen.

Dieß war ohnedem meine Pflicht. Der Verwalter nahm mich mit eben so vieler Ueberraschung, als

aufrichtiger Theilnahme auf; seit Jahren hatte man Alles aufgeboten, über Richards und seiner Tochter Schicksale sich verlässige Kunde zu verschaffen; doch erst seit drei Tagen war, so erzählte er mir, ein Schreiben von dem Gerichtshofe von Quebek in Sligo eingetroffen, worin Onkel Richards einzige Tochter und Erbin, Betty, eine Art von letztwilliger Verfügung zu Gunsten eines Verwandten niedergelegt. Die Reihe der Ueberraschung war nun an mir; ein Schreiben von Betty! was enthielt es wohl? Nicht Eine meiner Fragen konnte der Verwalter beantworten; er wußte nur, was er mir gesagt hatte.

Nachdem uns der Verwalter eine kleine Erfrischung aufgesetzt hatte, zeigte er mir das Innere des Schlosses. Die Einrichtung war fast durchaus geblieben, wie sie unter meinem Onkel gewesen, und der Geist der Ruhe, Ordnung und Frömmigkeit spiegelte sich klar allenthalben ab — kein Zimmer ohne ein Bild des Heilandes oder seiner jungfräulichen Mutter, die Kapelle fast prachtvoll, die Zimmer hell, wohnlich mit einfachen, aber geschmackvollen Meubeln. Noch hing in einem derselben ein Bild, den Onkel darstellend, wie er mit Frau und Töchterlein die Morgenandacht verrichtete. Mit nassen Augen stand ich lange davor, und empfahl mit einem stillen Gebete die theuern Verwandten der Gnade des Allerhöchsten.

Im Begriffe, das Schloß zu verlassen, sah ich einen jungen Reiter von einem Diener begleitet, den Hügel herauftraben. Ich stand an der Pforte und wollte mich eben mit herzlichem Dank von dem Verwalter verabschieden, als der Reiter herankam, uns begrüßte und dann mich scharf in's Auge faßte. Blitzschnell sprang er jetzt vom Pferde, eilte auf mich zu und rief: „Bei Gott, ich täusche mich nicht, Ihr seyd Major Kallmann!“ — „Der bin ich; allein ich habe nicht die Ehre, Euch zu kennen!“

„Wie, Ihr kennt mich nicht mehr, Herr Major? und doch habt Ihr mir, wo nicht das Leben, doch wenigst die Freiheit und zwar mit Aufopferung der Eurigen, so edelmüthig gerettet! Es war bei Trenton im verflossenen Jahre.“

Jetzt erkannte auch ich ihn, und bot ihm mit Freude und Rührung die Hand. Charles M—d, — so hieß der englische Offizier — hatte einer Wunde halber, die er damals empfangen, das Heer verlassen, und lebte nun auf einem Gute in der Nähe von Darcy. Wie groß aber ward erst meine Verwunderung, als es sich im Laufe des Gespräches herausstellte, Charles sey der Vetter und Erbe jenes John Cr....on, der auf seinem Todbette den Angriff auf meinen Oheim bereut und dessen Unschuld durch ein feierliches gerichtliches Zeugniß bekannt hatte.

„Wahrlich!" rief der wackere Charles, „hier ist der Finger Gottes unverkennbar. Vor drei Jahren gelobte ich meinem sterbenden Oheim feierlich, das Unrecht an Richard Müller, das er nimmer gut machen konnte, so viel als möglich an seiner Stelle und für ihn gutzumachen, dessen gekränkte Ehre herzustellen, und jeglichen Schaden bis auf den letzten Penny zu ersetzen. Gestern erhielt ich einen Boten von dem Gerichte zu Sligo mit der Kunde, es wäre ein Schreiben von Miß Betty, Richards einziger Tochter, eingetroffen, und ich sollte, dessen Inhalt zu vernehmen, morgen — das ist also heute — zu Sligo erscheinen."

„Und waret Ihr dort, Capitän?" fragte ich.

„Ich war dort, und komme eben davon her."

„Und dürft' ich Euch fragen, was Ihr von Miß Betty hörtet? bitte Sir!" rief ich in höchster Spannung; „ich fürchte —"

„Hoffet, hoffet das Beste! Herr Major," entgegnete mir Sir Charles mit wohlwollendem Lächeln; „ich wünsche Euch Glück und begrüße Euch mit Freuden als den Herrn dieses Schlosses."

„Was sagt Ihr?" rief ich in höchster Ueberraschung, während der Pfarrer und der Verwalter mit nicht minderem Erstaunen bald mich, bald Sir Charles betrachteten.

„So ist es, Herr Major. Miß Betty ist Richard Müllers, des Gutsherrn von Darcy, einziges Kind; sie ist vor einem halben Jahre zu Quebek in das Kloster gegangen und hat ihr Schloß Darcy sammt all dessen Zubehör ihrem Vetter, dem Lorenz Kallmann,

dermalen Major in der h—en Armee, als Eigenthum abgetreten und hierüber in aller Form die Urkunde ausgestellt."

In freundlichster Weise äußerte er seine Freude, in mir, dem er ohnedem so verpflichtet sey, einen so würdigen Nachbar zu erhalten. Mir kam noch Alles wie im Traume vor; noch gar manches blieb für mich ein Räthsel, namentlich, aus welchen Gründen Sir Charles nach Sligo zu dem Gerichte berufen worden war. Sir Charles erwiederte:

„Einfach, weil mein Vetter auf seinem Todbette sich verpflichtet fühlte, Euerm Oheim für die ihm bereiteten Schmerzen und Nachtheile eine Entschädigung zu bestimmen, die, falls er nimmer am Leben sey, auf die Erben übergehen sollte. Dafür setzte mein Vetter gerichtlich 5000 Pfund aus; sie gehören Euch, da Miß Betty auf alle Erbschaft Verzicht leistet, und ich kann sie jeden Augenblick auszahlen. Davon, daß nun der Erbe, der rechtmäßige, gefunden sey, wollte und mußte das Gericht mich in Kenntniß setzen."

Das war der Freude, wie des Leides zu viel auf einmal. Man denke sich in meine Lage und wird es erklärlich finden, daß ich einige Zeit brauchte, mich zu sammeln. Mein erster Gedanke war ein Lob des Herrn, der mir so wunderbar auf das Neue seine Macht und Güte gezeigt und mich durch Gefangenschaft, Stürme und Noth aller Art über die Wogen des Meeres hieher in den sichern Hafen der Rettung geführt hatte, — mein zweiter ein Dank, der liebreichen Schwester im Stillen nach Quebek gesandt. Dann dankte ich auch Sir Charles für seine aufrichtige Theilnahme.

„Wie es nur so kommen konnte," entgegnete dieser, mit Artigkeit meinen Dank ablehnend. „Mit dem Gedanken an Euch ritt ich von Sligo fort, mit dem Gedanken an Euch kam ich hier bei dem Schlosse an — und sieh, der Erste, den mein Auge erblickt, seyd Ihr, Ihr, den ich noch tief in den Wäldern America's glaubte, steht leibhaftig, wie von den Winden hergeblasen, vor mir. Jetzt aber lasse ich Euch sobald nimmer; seht dort die Zinne jenes Thurmes, das ist Mollwith, mein Schloß, und ich bitte Euch, mir die

Freude nicht zu versagen, diesen Abend mein Gast zu seyn. Morgen dann, wenn Ihr es erlaubt, begleite ich Euch nach Sligo und lege, verlangt Ihr es, daselbst ein Zeugniß für Euch ab."

Nichts konnte mir willkommener seyn, als diese Einladung und das beigefügte Versprechen, zumal da beides in so aufrichtiger Weise geboten ward. Ich verbrachte bei Sir Charles einen heitern Abend, und begab mich dann, von ihm begleitet, nach Sligo. Meine Papiere und Sir Charles Zeugniß benahmen dem Gerichte jeden Zweifel; ich ward als Miß Betty's Vetter und als der von ihr bezeichnete Erbe und Herr von Darcy erkannt. So war ich aus einem Blutarmen nicht blos ein wohlhabender, sondern selbst ein sehr reicher Mann geworden. Denn außer dem Schlosse und dem Grundbesitze von Darcy ward mir auch der Ertrag ihrer Revenüen von dem Tage der Flucht meines Oheims an bis auf diese Stunde nachbezahlt, und dieß gab eine sehr bedeutende Summe. Hiezu kamen noch die 5000 Pfund der bereits erwähnten Entschädigung, die mir späterhin auch von Schwester Betty angewiesen wurden. Doch wie groß auch jetzt mein Reichthum war, recht konnte ich seiner doch nicht froh werden; ich hatte ihn mit zu schweren Opfern erkauft. In dem großen schönen Schlosse von Darcy sah ich mich allein, und gerade die, welche ich am Meisten liebte, sie fehlten mir; todt waren die Eltern, todt der gute Oheim; die gute Schwester, wenn auch lebend, war doch für immer von mir geschieden. Was hätte ich darum gegeben, auch nur Eine dieser lieben Seelen um mich zu haben!

Der Urkunde über die Abtretung Darcy's hatte Betty auch einen Brief an mich beigelegt. Sie zeigte mir an, daß sie den Frieden, den ihr die Welt nicht geben konnte, in der Stille des Klosters und der gänzlichen Hingabe an Gott suchen wolle, und bereits bei den Ursulinerinnen zu Quebek eingekleidet sey. Das Gelübde der Armuth, das sie abgelegt, veranlasse sie zur Entäußerung alles Zeitlichen. Die Pflanzung hatte sie dem wackern Verwalter derselben, Paul, vielmehr dessen ältestem Sohne, den sie aus der heiligen Taufe

gehoben, überlassen; mich, der ich nicht in Amerika bleiben wolle, mich bitte sie, Darcy nicht so fast als eine Gabe schwesterlicher Liebe, sondern vielmehr als ein Gut anzunehmen, das mir bereits von ihrem Vater bestimmt gewesen, und mir als ihrem nächsten Blutsverwandten von Gott und Rechtswegen ohnedem gebühre. Die Uebertragung war in der liebevollsten, zartesten Weise gehalten, als ob ich ihr und nicht sie mir einen Liebesdienst erwiese und eine Hilfe böte. Der ganze Brief war der Abglanz eines wahrhaft engelreinen und für den Himmel erglühten Gemüthes. Wäre mir in diesem Augenblicke ein Schiff nach Amerika zu Gebote gestanden, ich hätte Alles verlassen und es bestiegen, um die edle Schwester noch einmal zu sehen und ihr persönlich danken zu können. Ich sah sie nie mehr; aber Briefe wechselten wir zu Zeiten, doch selten. So oft ein Brieflein von ihr kam, so hatte ich einen Festtag und meinte, mir sey ein großes Glück widerfahren.

Die gerichtlichen Förmlichkeiten und die Uebernahme des Gutes hielten mich ein Jahr fast in Irland zurück; statt um Urlaub kam ich um Entlassung aus dem Heere bei meinem bisherigen Landesfürsten ein und erhielt sie auf die ehrenvollste Weise. Den bisherigen bewährten Verwalter beließ ich auf seiner Stelle, und bemühte mich im Vereine mit ihm und dem würdigen Pfarrer der Gemeinde von Darcy ein Vater zu werden, wie es früher Onkel Richard gewesen war. Sir Charles blieb immer mein treuer Freund und seine Güte bereitete mir manche frohe Stunde. Dessenungeachtet konnte ich in Irland nicht recht heimisch werden, es fehlte mir immer etwas und ich meinte, ich könnte es nur in Deutschland, meinem unvergeßlichen Vaterlande, finden. Die Sehnsucht, es nach beinahe vierjähriger Abwesenheit wieder zu sehen, ward in mir immer reger und ich schiffte mich im nächsten Sommer zu Limmerik auf einem Hamburger Schiffe nach der lieben Heimath ein. —

Siebenzehntes Kapitel.

Leopold — seine Begegnisse — Schluß der Erzählung.

Das Schiff sollte eine Ladung Zucker und Cacao nach Amsterdam bringen, und dagegen Tücher und Leinwand nach Hamburg bringen. So kamen wir nach Amsterdam und wahrlich, diese große, herrliche Stadt, des reichen Hollands Stolz, verdiente wohl den Aufenthalt von ein paar Tagen.

Eines Abends erging ich mich in der schönen Allee, welche zum Hafen führte, und betrachtete mit Interesse jenes rege, lebendige Gewühl, das, wie großartig es auch immer seyn mochte, doch nur ein Schattenbild der unermeßlichen Thätigkeit war, welche vor dem Ausbruche des damaligen, bereits im vierten Jahre währenden Krieges hier herrschte. Ich lenkte dann ab und durchstreifte mehrere Straßen, deren Prachtgebäude, meist die Häuser reicher Banquiers und Kaufleute, bewundernd, und trat dann in einen kleinen Laden, wo ich dem Schilde nach seidene Halstücher kaufen konnte. Deren gab es hier in der That eine reiche Auswahl; allein der Commis verstand so wenig deutsch und englisch, als ich holländisch; zuletzt rief er seinem Herrn, der freilich als geborner Deutscher sich leicht mit mir verständigen konnte. Doch bei jedem Worte schauten wir uns schärfer an, kamen wir uns bekannter vor und endlich rief ich unwillkürlich: „Leopold!"

„Lorenz!" tönte es entgegen, und zwei alte Freunde hatten sich wieder gefunden, wieder gefunden nach fast zwanzig Jahren, aber in ungleich bessern Verhältnissen, als zur Zeit ihrer Trennung. Die beiden dem Kerker entsprungenen, abgemagerten, halbzerlumpten Rekruten standen nun einander gegenüber als gereifte Männer, deren Aeußeres Wohlstand und Fülle verrieth. Das war ein Wiedersehen, das war ein Grüßen und eine Freude, als hätten die treuesten Brüder, die gegenseitig sich todt geglaubt, sich wie-

der gefunden. Nachdem der erste Sturm der Freude verrauscht war, führte mich Leopold alsobald zu seiner Frau, an Güte einer wahren Schwester Betty's, und zu seinen Kindern, zweien Knaben und einem Mädchen, mit den Augen und den Haaren der Mutter, sonst aber dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten. Die Madame war nicht wenig überrascht, den Leidensgenossen ihres Gatten, von dem ihr dieser so viel erzählt, auf einmal in etwas veränderter Gestalt und keineswegs als Rekruten vor sich zu sehen. Madame, eine eben so verständige als sanfte Frau, trug sogleich auf, was Küche und Keller vermochte, kam jedoch wieder in Verlegenheit, als ich ihre Weine und Liqueurs mit aller Höflichkeit auf die Seite schob und sie um ein Glas Wasser bat.

„Ei," fragte Leopold verwundert, „noch immer ein Wassertrinker? ich meine, du hättest Buße genug gethan."

„Versprechen macht halten," entgegnete ich halb scherzend, halb im Ernste: ich möchte Niemandem, am wenigsten aber Gott mein Wort brechen. Ich wollte nur, ich hätte im ganzen Leben Wasser getrunken."

Madame ließ Wasser bringen und eilte dann fort, um, wie sie mit freundlichem Lächeln bemerkte, die Mängel des Kellers durch die Güte der Küche auszugleichen.

„Ja, mein Freund," fuhr ich nicht ohne Bewegung fort, „es ist so; hätte ich alle Tage meines Lebens Wasser getrunken, so wäre mein Leben ein anderes und gewiß auch in mancher Hinsicht ein besseres, ein glücklicheres geworden. Du weißt jenen Vorfall mit dem Heidelberger auf der Höhe von Alzenau: er entschied das Geschick meines Lebens, das von nun an eine völlig andere Wendung nahm. Gottes Güte hatte mir in meinem Onkel einen Vater bestimmt; ich verlor ihn dort nicht ohne meine Schuld. Höre Alles!"

Ich erzählte; als ich geendet, sah ich aus den bewegten Zügen, aus den feuchten Augen Leopolds, wie sehr ihn mein Schicksal gerührt. „So hat denn

Gott auf wahrhaft wunderbare Weise doch Alles zuletzt noch zum Besten gewendet; ja, du hast viel verloren, was sich auf keine Art durch Geld ersetzen läßt," begann er. „Aber zwei gute Dinge sind dir doch geblieben: ein gutes Gewissen und eine treue Schwester und auch ein treuer Bruder, wenn du anders deinen alten Freund als solchen anzusehen die Güte haben willst."

Ich umarmte Leopold mit Herzlichkeit; solche aufrichtige Liebe war Balsam auf manche Wunde. Ich bat ihn, nun auch seinerseits mir sein Geschick zu erzählen; im Herzen Deutschlands hatten wir uns in einem gar trübseligen Zustande das Letztemal gesehen, und hier am Ende des Festlandes in der Nähe des Meeres trafen wir uns wieder; also auch er mußte Merkwürdiges erlebt haben.

„Du hast Recht, Bruder; gar Vieles ist seit jener Zeit über mich gekommen und Manches davon verdient allerdings merkwürdig genannt zu werden. Auch ich habe wie du in meinen Schicksalen so zu sagen handgreiflich erfahren, daß über uns ein mächtiger, gnadenreicher Vater wohnt, der denen, die Ihm anhangen, Alles zum Besten gereichen läßt. Hat dein Geschick auf der Höhe von Alzenau, wie du sagst, eine ganz andere Wendung erhalten, so möchte ich fast dasselbe glauben von dem Wäldlein, wo wir wie gehetztes Wild von den Verfolgern umstellt waren. Weißt du noch, wie du betetest und ich dann auch in solcher Noth auf dein Mahnen wieder mit Andacht zu dem Herrn um Hilfe rief und gleich darauf durch den Mund des warnenden Weibes gleichsam die Versicherung erhielt, Er wolle mich trotz meiner Schuld zu Gnaden wieder aufnehmen und mein Gebet erhören? Das vergaß ich keinen Tag meines Lebens; ich habe damals auch ein Gelübde gemacht, das Gelübde, ein anderer und besserer Mensch zu werden."

„Damals hat der Herr ein altes Weib zum Werkzeuge gemacht, mich zu retten und auf den rechten Weg zu bringen. Nach wenigen Jahren sollte mir ein alter Mann die Bahn weisen, die mich zu meinem Glücke, die mich hieher führte."

„Du weißt, wie wir so blitzesschnell in jener Nacht auseinander gerissen wurden. Es that mir recht wehe, von dir ohne Gruß zu scheiden und ich habe dir späterhin von meinem Regimente aus zweimal auf gut Glück geschrieben, ohne jedoch Antwort zu erhalten. Aber dieß war ein Fall, der alle Tage vorkam. Ich ward dem Cuirassierregimente Zastrow zugetheilt und hieb mich während des Krieges wacker mit demselben herum. Ich hatte das Glück, ohne Wunden, ohne schwere Krankheiten durchzukommen, und ward, als sie Frieden schlossen, entlassen. Was sollt' ich jetzt nun thun? Es wäre mir nicht bange gewesen, wie einst vor drei Jahren als wandernder Musikant oder Krämer mich ohne Noth durchzuschlagen und dabei ein gutes Leben zu führen. Allein der Gedanke an den Müßigang und die frühern Abwege, auf welche mich dieß unstäte Leben brachte, schreckte mich davon ab. Ich hatte dem Herrn gelobt, ein rechtschaffener Christ zu werden, und allen Müßigang und jede Ausschweifung zu meiden, und wollte mein Gelübde auch halten. Deßhalb wählte ich das, was sicherer, wenn auch etwas härter war, die Arbeit im Schweiße des Angesichtes, und übernahm eine Schulmeistersstelle in Achrode, einem Dörflein in Ostpreußen an der polnischen Gränze. Daselbst lag der Schulmeister, ein alter, ehrwürdiger Mann, seit einem Jahre krank und hatte die Wahl, entweder den Schuldienst und damit sein Brod aufzugeben, oder einen Verweser zu halten. Es ist nur Wahrheit, wenn ich sage, daß ich aus Mitleid seinen Antrag annahm und zu ihm zog. Da ging es mir eben nicht am Besten; es ist ein kleiner Unterschied, wenn man erster Wachtmeister bei einer Schwadron Cuirassiere gewesen ist, und nun auf einmal als Schulmeister eine ganze Compagnie unbändiger Knaben und Mädchen exerciren soll. Bruder, ich sage dir, es ist leichter ein Wachtmeister bei den Cuirassieren, als ein Schulmeister zu seyn. Arbeit gab es da in Menge; war ich mit der Schule fertig, so hatte ich mit dem Garten zu thun, oder ich mußte in den Wald fahren, um Holz zu brechen, und bei den

Bauern Brod, Milch und Eier holen. Außerdem war ich zugleich Koch und Krankenwärter bei dem alten Schulmeister, dessen Leid von Tag zu Tag zunahm und zuletzt ward er auch noch blind. Und dazu die liebe Noth an allen Ecken und Enden; der Dienst nährte kaum Einen und jetzt sollten zwei davon leben! Indessen harrte ich aus; das Mitleid mit dem alten blinden Manne hielt mich fest; ich blieb bei ihm bis zu seinem letzten Augenblicke; dann schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und ging weiter. Ein Jahr hatte ich den Schulmeister gemacht — mir war es härter vorgekommen, als die letzten drei Feldzüge in Sachsen, Schlesien und Pommern wider die Oesterreicher und Russen. Die Gemeinde und der Pfarrer in Achrode trugen mir nun den Schuldienst an und waren ganz erstaunt, als ich laut und feierlich meinen Dank dafür sagte, und schon den Tag nach dem Begräbnisse des alten Schulmeisters mit einem sehr leichten Geldbeutel, aber mit einem recht guten Gewissen das Dörflein verließ und in der festen Zuversicht, Gott würde schon weiter sorgen, fortzog, ohne zu wissen, wohin und wo aus."

„Und wahrlich, mein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der Herr war mein Begleiter, war mein Führer. Schon am ersten Tage verschaffte Er mir wieder ein Plätzlein; am Abende sah ich unweit der Straße ein stattliches Schloß im Thale liegen; in dem Wirthshause kehrte ich ein und kam hier mit einem bejahrten Manne von freundlichem Aeußern zusammen; es war der Verwalter des Schlosses. Nach einem kurzen Gespräche machte er mir den Antrag, die Schreiberstelle bei ihm zu übernehmen. Das kam wie ein Geschenk vom Himmel; denn damals wimmelten ja alle Wege und Stege von entlassenen Soldaten, Offizieren und Militärbeamten, die alle der Friede brodlos gemacht hatte, und nach einem Plätzlein nun suchten. Mit Freuden sagte ich alsogleich ja und brachte die Nacht schon im Schlosse zu."

„Mein neuer Herr war gutmüthig, klug und übertrieb weder sich noch seine Untergebenen. Ohne daß ich es merkte, prüfte er auf eine feine Weise meine

Treue und Kenntnisse. Ich mußte die Probe zu seiner Zufriedenheit bestanden haben; denn er vertraute mir Aufträge, Fertigung von Briefen und Rechnungen, die er nicht Jedermann in die Hände geben durfte. Er aß mit seiner Familie allein, doch hielt er auch für die Bediensteten der Herrschaft einen Mittagstisch, an dem auch ich Antheil nahm. Da traf ich eine merkwürdige Gesellschaft: da war der Aktuar, eine Art von Schöngeist, ein davongejagter Studiosus, der für Voltaire schwärmte, und wie verklärt sich beugte, wenn man ihn Herr Doktor hieß; da war der Förster, ein roher Mann, der Hausmeister, ein Pharisäer vom Fuß bis zum Kopf, und Lukas, ein alter, pensionirter Jäger. Keine Mahlzeit verging, wo nicht der Aktuar uns einen geistigen Schmaus aufgesetzt, d. h. eines seiner Gedichte vorgelesen hätte; mitten im besten Flusse ward er dann von dem Förster unterbrochen und dieser erzählte dann die gräulichsten Geschichten von Räubern, Mordthaten, Hexereien und dergleichen, so daß uns die Haare sich sträubten und wir auf das Essen vergaßen, ein Umstand, den der Förster weislich benützte. Wollte nun der Aktuar darnach sein Gedicht vollends herabdeklamiren, so ließ ihn der Hausmeister dazu nicht kommen; der nun klagte augenverdrehend über die wachsende Bosheit der Welt, die in kürzester Zeit durch Gottes Zorn in Rauch und Flammen ihr Grab finden würde. Das gerade Widerspiel von diesen Dreien war der alte Lukas — eine hagere Gestalt, bleichen, ehrwürdigen Antlitzes, mit einem schneeweißen, bis auf die Brust herabwallenden Barte; er war von der Gesellschaft der, welcher am wenigsten, d. h. gar Nichts redete, am wenigsten aß und am meisten betete, d. h. er war, ehe ich kam, der Einzige, der ein Tischgebet verrichtete. Sonst saß er da, stumm, in sich gekehrt, gleich einem, der gar nicht zu der Gesellschaft gehörte. Erfrechte sich aber Einer gegen Religion und Sittlichkeit ein böses Wort zu sagen, so fuhr er auf und traf den Spötter so scharf und bündig, daß er gerne das ungewaschene Maul hielt. Sie fürchteten in der Stille den Alten; hinterrücks zogen sie über ihn freilich

los; aber in das Angesicht ihm etwas zu sagen, hatte Keiner den Muth."

„Lukas zog mich vor Allen an; als ich mit ihm das Erstemal das Tischgebet verrichtete, sah er mich freundlich an und sprach: „So ist es recht, junger Mann, so ist es Christenpflicht. Schau, der Hund leckt dir zum Danke die Hand, wenn du ihm ein Beinlein gibst, und das unvernünftige Thier macht da die vernünftigen Menschen zu Schanden, die da essen, ohne des göttlichen Gebers auch nur mit Einem Worte zu gedenken." Seitdem hatte ich bei Lukas einen Stein im Brette, und wo er konnte, zeigte er sich mir gefällig. Der alte Lukas war überhaupt ein ganz eigener Mensch; wer ihn sah, die lange, spindeldürre Gestalt mit dem weißen Bart, dem grauen, abgenützten Schlafrock bis auf die Knöchel schleppend, die Zipfelhaube auf dem Kopfe, die Augen meist zur Erde gesenkt, der hätte sich vor ihm gefürchtet; und doch war er das beste Gemüth. Er duzte Alle, niemals hörte man aus seinem Munde ein Zornwort, ob man ihn auch noch so sehr gekränkt hatte; seine kleine Pension theilte er unter die Armen aus, so ganz in der Stille, daß ja Nichts zu seinem Lobe auskomme. Jeden Umgang mied er, die Einsamkeit war ihm zum Bedürfniß geworden. Seine einzige Freude war ein kleiner Blumengarten; hier zog er die schönsten Rosen, Lilien und Pelargonien; so oft er nun einen Busch schöner Blumen bei einander hatte, schmückte er damit das Bild des gekreuzigten Heilandes, das in seiner Kammer stand und die Stelle seines Hausaltares vertrat. Vor diesem Bilde — wahrlich ein vollendetes Meisterstück, und wie es hieß, das Geschenk des verstorbenen Schloßherrn — lag er stundenlang betend, und da auf Alles, selbst auf Essen und Schlafen vergessend.

So hatte ich ein halbes Jahr auf dem Schlosse zugebracht; da erkrankte ich plötzlich. Der Dorfbader kam und zuckte die Achsel, meinend, man müsse zuwarten. An Besuchen fehlte es mir eben nicht; es kam der Aktuar und las mir ein Gedicht, eine Ode auf die Hygiea, die Göttin der Gesundheit, vor und

empfahl mir heitere, fröhliche Lektüre als die beste Arznei zur Genesung. Auch der Förster beehrte mich mit einem Besuche, machte einige rohe Waidmannsspäße über meine Krankheit und rieth mir ein so unflätiges, abergläubisches und gottloses Mittel, daß mir jetzt noch grauset, denk' ich daran. Nach ihm erschien der fromme Hausmeister, hob zu weinen an, und tröstete mich mit der Versicherung, es widerfahre mir nur mein Recht und ich hätte weit Aergeres verdient als ein boshafter Sünder; weil ich in dem Kriege so viel unschuldig Blut vergossen, würde jetzt auch mein Blut vergossen werden, und helfen könne mir Niemand. Ich dankte Gott, daß Keiner mehr von diesen Dreien sich sehen ließ; denn der Bader erklärte jetzt, es würden bei mir die Blattern ausbrechen und das hitzige Fieber hätt' ich schon. Gottlob, es war so arg nicht; aber die Herren meinten, weit davon sey gut vorm Schuß, und blieben aus. Auch der Verwalter, welcher Weib und Kinder hatte, machte nun seinen Besuchen ein Ende; er schickte mir jedoch eigens für mich bereitete Kost. Das war dankenswerth; allein weiter ging seine Sorgfalt nicht; das Andere überließ er dem Bader, der alltäglich einmal erschien, Tropfen und Purganzen mitbrachte, sonst aber sich um Nichts weiter kümmerte. Das, was dem Kranken am nöthigsten ist, was ihn am meisten erquickt — die liebreiche Pflege und Wartung, die schien mir ganz zu fehlen und ihren Abgang empfand ich sehr schmerzlich.

Da pochte es eines Abends an der Thüre, und Lukas trat ein. „Leopold," hob er an und bot mir freundlich die Hand, „es ist nicht meine Sache, ungerufen zu den Kranken zu gehen. Aber länger kann ich nimmer warten; ich muß sehen, wie es dir geht."

„Nicht gut, Herr Lukas," war meine Antwort; „ich bin krank, recht krank."

„Das bist du auch, Leopold; es ist eine böse Krankheit, die du hast. Aber denke, es hat dir sie Gott geschickt und sie ist zu deinem Heile nicht blos nützlich, sondern vielleicht sogar nothwendig. Leide, mein Leopold, jetzt Gott zu Liebe und zur Abbüßung

deiner Seele. Schau' auf das Kreuz, und erinnere dich, was der Sohn Gottes aus Liebe zu dir gelitten hat."

Also und in wahrhaft christlicher, herzlicher Weise sprach der alte Lukas zu mir; das war der Trost, wornach ich seit Langem umsonst begehrte, und der gleich frischem Quellwasser mein betrübtes, schier verzagendes Herz labte und mit neuer Kraft belebte. Lukas ward jetzt mein Pfleger an Leib und Seele; er brachte mir sein Christusbild und stellte es mir gegenüber auf, daß ich stets dadurch die Gegenwart Christi und die ganze Bitterkeit seines Leidens vor Augen hätte; er betete mit mir, er las mir aus gottseligen Büchern vor, aus welchen mir zumal Eines gefiel „die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen." Als meine Krankheit gefährlicher ward, verließ er mich nimmer, bettete sich in meine Kammer und pflegte mich, wie ein Vater sein einziges Söhnlein. Ich bin überzeugt, daß nächst Gottes Liebe mich diese Aufopferung des alten Lukas rettete. Ich lernte späterhin auf meinen Reisen die grauen Schwestern in Belgien und Frankreich kennen. Gewiß, es hat die Liebe, womit Jungfrauen in der Blüthe der Jahre, alle Lust der Erde und das Glück der Jugend und des Reichthums opfernd, das Allerschwerste üben, mit Kranken aller Art leben, leiden und sterben, etwas Erhabenes und Himmlisches; wenn solche Hingabe übertroffen werden könnte, so meine ich, wäre es durch die Liebe eines Greisen, der, am Rande des Grabes stehend, den letzten Rest seiner Kräfte aufbietet, um mit zitternden Händen und wankenden Füßen einem verlassenen Kranken Hilfe zu leisten.

Auf solches Gebet, auf solche Liebe legte der Herr auch seinen Segen; ich genas zum großen Erstaunen des Baders, der aber jetzt mit vollen Backen seine Kunst rühmte und mir eine Rechnung machte, als sey er ein Geheimrath und ich ein Reichsgraf. Der Aktuar legte sein Trauergedicht, worin er mein frühes Hinscheiden beklagte, beiseits und dichtete in aller Eile einen Lobgesang auf meine Genesung. Der Förster fragte mich alles Ernstes, ob ich denn doch

nicht verstohlener Weise sein Mittel gebraucht und den Geist Salathiel beschworen? Der fromme Hausmeister sagte mir geradezu in das Gesicht, ihm verdanke ich die Gesundheit; denn er hätte in der Stille bei seinem letzten Besuch über mich einen geheimnißvollen Segen und eine noch mächtigere Beschwörung gesprochen und dadurch den nahen Tod abgetrieben. Der alte Lukas sagte gar Nichts; als ich ihm danken wollte, wies er auf das Bild des Gekreuzigten, sprechend: „Leopold, siehe da, dein Heiland hat dir geholfen, der himmlische Arzt. Ihm danke und verwende die dir wiedergeschenkte Gesundheit zu seinem Dienste, und mache, daß du in deiner Jugend ein Kapital von guten Werken anlegest, von deren Zinsen du einmal im Alter zehren kannst, mein Sohn.“

Das war ein gutes Wort, und ich bestrebte mich, darnach zu leben, und in Gebet und Arbeit ein treuer Diener Gottes zu werden. Der alte Lukas half mir dazu mit Rath und That. Seine Güte überraschte mich nicht selten mit Gaben der zartesten Liebe; der Bader mahnte mich eines Tages in Lukas Gegenwart, ihn zu bezahlen, und ich war — Gott wußte es — damals so arm wie eine Kirchmaus. Lukas gab ihm wegen seiner Grobheit einen Verweis und zahlte augenblicklich die ganze nicht unbeträchtliche Summe. Manchmal fand ich eine Flasche guten Wein oder eine ausgesuchte Speise in meiner Kammer und nicht der Verwalter, wie ich anfänglich glaubte, sondern der edle Lukas war der Geber. Indessen auch der Erstere gab mir Zeichen einer aufrichtigen Theilnahme. Er gönnte mir die Belassung meines freilich nicht großen Gehaltes, die nöthige Ruhe zur Erholung, versah mich mit Wäsche, woran es mir fast ganz gebrach, und übertrug mir, nachdem ich mich so ziemlich zusammengeklaubt hatte, den Verkauf einer Masse Getreides, welche auf der Achse nach Danzig geschafft und dort verwerthet werden sollte. Das durfte ich als eine Art Erholungsreise ansehen; der Auftrag aber war zugleich ein Beweis großen Vertrauens und eine Gelegenheit, auf ehrliche Weise etwas zu gewinnen.

Am Tage der Abreise in aller Frühe suchte ich meinen alten Lukas auf, um von ihm Abschied zu nehmen. Dreimal klopfte ich an der Thüre und öffnete sie endlich, nicht ohne Sorge, es möchte ihm etwas zugestoßen seyn. Der ehrwürdige Greis lag vor seinem Christusbilde auf den Knieen in brünstige Andacht versenkt, und ein wunderbar lieblicher ja freudiger Ausdruck verklärte die sonst so ernsten bleichen Züge. Ich wartete, bis er seine Andacht beschlossen und betete im Stillen noch ein paar Vater Unser um eine glückliche Reise. Da stand der Alte auf und bot mir mit einem milden Lächeln eigener Art, wie ich es sonst nie bemerkte, die Hand und sprach: „Leopold, gerade habe ich für dich gebetet und meine, ich hätt' dir etwas zu wege gebracht. Merke, was ich dir jetzt sage, und thu' es genau: bist du in Danzig, so besuche die Capelle des heiligen Nikolaus, die etwa eine Viertelstunde vom Hafen am rechten Ufer der Weichsel steht, und bete darin. Gott wird dir dann eine große Gnade erweisen; ich sah es im Geiste, wie du eine Perle in der Capelle fandest."

Diese Worte, von Lukas mit der Begeisterung und dem Tone eines Propheten gesprochen, machten auf mich einen erschütternden Eindruck. Ich hätte gerne weiter gefragt; allein der Alte versicherte mir, mehr könne er nicht sagen, als was er im Traume gesehen, und schärfte mir auf das Dringendste ein, ja den Besuch der Capelle nicht zu unterlassen. Weiteres Gespräch hinderte der Verwalter, der mich zu dem Frühstücke abholte, das heute besser als sonst bestellt und durch die Anwesenheit des Aktuars und des Försters verherrlicht war. Der fromme Hausmeister fehlte; es verdroß ihn, daß mir und nicht ihm das einträgliche Geschäft übertragen worden, und dieß war eben kein Geheimniß. Der Aktuar versprach, ihn dafür in Zucht zu nehmen, und bei Tische in seiner Gegenwart seine Ode „auf den Neid" vorzulesen — allerdings eine kleine Buße für den, der sie hören mußte. Dagegen schob er mir in der Stille einen Pack auserlesener Gedichte und Aufsätze in die

Tasche und bat mich, dafür in Danzig einen Verleger zu suchen; er wolle gewissenhaft das Honorar mit mir theilen — ein fataler Auftrag. Etwas ungleich Besseres, eine wahre Magenstärkung, übergab mir der Verwalter Namens seiner Frau — einen stattlichen Schinken, dem der Förster ein Fläschlein Enzian beifügte. So gar wohl versorgt, und mit den besten Segenswünschen Aller begleitet, bestieg ich das Wägelein, das mich nach Danzig führen sollte. Da bot mir Lukas zum letzten Gruße die Hand und flüsterte: „Leopold, um Gotteswillen, besuche die Nikolauscapelle!"

Glücklich kam ich mit meinem Getreide in Danzig an und schon des andern Tages verkaufte ich dasselbe, weit besser, als ich erwartete, an einen alten Holländer. Dagegen ging es mir mit den Gedichten des Aktuars desto schlechter; leichter hätt' ich Haber und Heu an den Mann gebracht, als sie. „Nicht umsonst," äußerte einer der Buchhändler, „möcht' ich solche Waare haben." Und doch meinte der Aktuar, sie seyen kostbarer als Gold und Perlen. So hatte ich alle meine Geschäfte beendet, und dachte nun daran, die Capelle des heiligen Nikolaus zu besuchen, mehr des Lukas halber und um Gott für den guten Verkauf zu danken, als weil ich im Ernste glaubte, in ihr mein Glück zu finden. Und dennoch, es war so.

Die Nikolauscapelle steht etwas abgelegen und hat weder von Außen noch im Innern etwas Anziehendes; es ist ein altes, fast zerfallenes Kirchlein ohne Thurm, mit einem einzigen Altare, dessen Bild den heiligen Nikolaus als Retter eines vom Sturm ergriffenen Schiffes darstellt. Matrosen besuchen es zuweilen, und Seefahrer danken daselbst nicht selten dem Herrn für die glückliche Landung. So war die Capelle, die ich eines Abends betrat; ich kniete mich nieder zum Gebete und wunderbar, wie nicht leicht in einem andern Gotteshause ward ich hier vom Geiste brünstiger Andacht erfaßt. Ich bekannte vor Gott meine Sünden reuevoll, ich dankte für alle Gutthaten, die Er mir in so reichlichem Maße gespendet; ich gedachte auch des treuen Lukas, den Er mir als väterlichen Freund an die Seite gestellt, und bat den

Herrn, ihn mir noch länger zu belassen, oder falls Er ihn hinwegnehmen wollte, mir doch eine andere treue und christliche Seele zu schicken, die anstatt seiner auf der Bahn des Guten mich fest hielte und weiter leitete. Denn ich hatte es an mir erfahren, was ein guter Freund, was eine gute Gesellschaft werth ist; eine schlechte Gesellschaft hatte mich auf böse Wege geführt; nur eine gute, das fühlte ich, vermochte mich auf der Bahn der Tugend festzuhalten. Ich war noch jung, hatte heftige Leidenschaften, und konnte trotz der besten Vorsätze noch leicht auf Abwege kommen.

So hatte ich lange und brünstig gebetet; da ward es plötzlich dunkel in der Capelle; ein Sturm zog herauf und umhüllte die eben untergehende Sonne mit einem düstern Schleier. Der Küster erschien und bedeutete mir, die Kapelle zu verlassen, es sey die Zeit zum Schließen. So stand ich nun auf und ging und mit mir zwei Frauen, die ungesehen von mir, auch ihrer Andacht in dem Kirchlein gepflogen. Doch nach wenigen Minuten brach der Sturm wüthend los; es goß in Strömen und warf Schloßen, so, daß mir und den Frauen nichts anders übrig blieb, als in eine unweit der Capelle gelegene Branntweinschenke zu flüchten, wollten wir das Leben retten. Es war eine wahre Spelunke, und mich schüttelte es ab, als ich eintrat. Wie mochte es erst den beiden Frauen zu Muthe seyn! Im Gastzimmer saßen drei Bursche, wie es schien, Matrosen der rohesten Sorte und schon halb angetrunken; sie empfingen uns mit frechen Blicken und spöttischem Gelächter. Dabei aber blieb es keineswegs; die Schelmen stießen schamlose Zoten aus und trieben Scherze, welche die Wangen der beiden Frauen mit Schamröthe färbten; ja, die jüngere, ein gar liebes, unschuldiges Gesichtlein, begann zu weinen. Nun konnte ich mich nicht länger mehr halten; du weißt, ich bin ohnedem ein abgesagter Feind von unflätigen Reden und der Jammer der Frauen, die trotz Sturm und Schloßen gehen wollten, hätte einen Stein erbarmen mögen. Da nahm ich blitzschnell den Einen der Schelmen und setzte ihn

vor die Thüre, bediente den zweiten eben so, worauf sich der Dritte ganz bescheiden ohne Gruß empfahl und das Weite suchte. Die Frauen dankten mir herzlich, daß ich die Luft rein gemacht, und nahmen mich zum Geleitsmann, als bald darauf der Sturm sich gelegt hatte. Doch nur eine kurze Strecke blühte mir diese Freude; ein ältlicher Mann, wahrscheinlich ein Diener, der sie gesucht haben mochte, begegnete uns kaum hundert Schritte von der Schenke und trat an meine Stelle, und ich entfernte mich, von den beiden Frauen mit reichlichen Danksagungen und andern Artigkeiten verabschiedet.

Des andern Morgens traf ich auf der Straße mit dem Holländer zusammen, der mir mein Getreide abgekauft hatte. „Ihr kommt mir ganz recht," hob er an; „geht mit mir in meine Wohnung; ich habe Euch einen Antrag bezüglich einer Lieferung Getreide für das nächste Jahr zu machen." Ich hatte allerdings von dem Verwalter Namens der Gutsherrschaft dazu die nöthige Vollmacht erhalten und folgte ihm in seine Wohnung, die er in einem Privathause bezogen hatte. Die Bedingnisse, die er mir stellte, waren sehr annehmbar und so wurden wir bald des Handels eins. Als ich mich von ihm verabschieden wollte, sprach er: „Bleibt, trinkt mit mir ein Glas von ächt holländischem Bittern!" Auf sein Läuten erschien ein Mädchen; zu meiner nicht geringen Verwunderung erkannte ich in ihm die jüngere der Frauen, mit welchen ich gestern in der Capelle und dann in der Schenke zusammengetroffen. Es war seine Tochter. Auch sie erkannte mich sogleich, begrüßte mich freundlich und erzählte dem Vater, daß ich es wäre, der sich gestern ihrer so wacker angenommen hätte. Da gab mir der Holländer die Hand, dankte mir herzlich und lud mich auch zu Mittag ein, wo er mich prächtig bewirthete. Es war ein wohlwollender, verständiger Mann; bei dem Abschiede verehrte er mir eine goldene Uhr als ein kleines Andenken, wie er sagte, und äußerte Freude, mich im nächsten Jahre wieder zu sehen. Nicht minder freundlich benahm sich auch seine Tochter, die Eva hieß, und mir die besten Wünsche

heurigen Jahres zur Heimkehr, das nächste Jahr aber zur Wiederkehr bot. Ich ward nicht wenig überrascht, als ich des Abends einen großen Laib des besten Edamer Käses, in einer Kiste wohl verpackt, von dem Vater, und von der Tochter ein schwer seidenes Halstuch zur neuen Verehrung erhielt. „Ei," rief ich fröhlich bei dem Anblicke der kostbaren Geschenke, „der alte Lukas hat recht prophezeit — der Gang in die Capelle des heiligen Nikolaus hat mir mehr als eine Perle eingetragen. Gott vergelt' es!" Daß unter der Perle etwas Anderes, ungleich Werthvolleres noch, verstanden werden könne, daran dachte mein demüthiges, ehrliches Herz noch nicht.

Glücklich und höchst vergnügt kam ich nach meinem Schlosse zurück; der Verwalter zeigte sich mit dem Verkaufe auf das Höchste zufrieden und billigte auch den Abschluß der neuen Lieferung. Weniger zufrieden war der Aktuar, der es lange nicht glauben konnte, daß seine Gedichte keinen Verleger gefunden und in Klagen und Schmähungen dann seinen Aerger ausgoß. Von nun an widersprach er dem Hausmeister nimmer, wann dieser von dem Verderben der Welt und ihrem nahen Untergange zu reden anhob; freilich, die Welt, die seine Gedichte so verachtete, verdiente nichts anders, als Untergang. Im Hausmeister regte sich mehr als je der Neid, als er meinen Gewinn beiläufig berechnete, und noch dazu meine goldene Uhr und das seidene Halstuch gewahrte. Er und der Aktuar ließen „ihren Zorn," wie man sagt, an meinem Edamer Käse aus, den ich ihnen des Abends bei meiner Ankunft zum Besten gab, und mehr noch als ihnen behagte es dem Förster. Der, dem ich ihn am liebsten gegönnt hätte, und der ein Stück guten Käses sonst so gerne aß, mein guter Lukas, lag krank. Wie groß war nicht seine Freude, als ich ihn gleich nach meiner Ankunft besuchte! Sein erstes Wort lautete: „Leopold, warst du in der Capelle des heiligen Nikolaus?"

„Ei freilich, Vater Lukas," erwiederte ich, „ewig Schade wäre es gewesen, hätt' ich Euch nicht gefolgt!" Ich erzählte ihm Alles und er horchte auf-

merksam zu und hob dann, als ich geendet, dankend das trübe, feuchte Auge zum Himmel.

„Ja Vater Lukas," fuhr ich fort, „Ihr habt Recht gehabt: zwar keine Perle, aber eine Uhr hab' ich in der Capelle gefunden und die ist noch mehr werth."

Da sah er mich mit eigenem Blicke an und murmelte kopfschüttelnd etwas vor sich hin; ich meine, er sagte: „du heilige Einfalt!" Dann aber rief er laut: „Leopold, die Perle hat eine ganz andere Bedeutung; welche? wirst du zu seiner Zeit erfahren." Wie er dieß verstand, konnte ich trotz alles Fragens nicht herausbringen.

Es war nun an mir, Lukas zu vergelten und ich bestrebte mich, ihm das zu thun, was er mir in meiner Krankheit gethan hatte. Bald zeigte sich Gefahr und er empfing mit der Gluth und Andacht eines wahren Christen die heiligen Sterbsakramente. Nie sah ich mehr Geduld, nie mehr Ergebung und Vertrauen, nie mehr Liebe und Sehnsucht, als an diesem Sterbelager. Drei Tage lag Lukas da, von furchtbaren Schmerzen gefoltert, das Auge auf sein Christusbild geheftet, und seufzend, bald: „Herr, noch mehr, noch mehr!" oder: „Ich wünsche aufgelöset und bei Christo zu seyn!" Alltäglich mußte ich ihm die sieben Bußpsalmen vorbeten. Ich sah das erhebendste, das schönste aller Schauspiele: den Tod eines wahren Christen. Ließ sein Schmerz nach, so sprach er hie und da ein kostbares Wort zu mir, und keines davon habe ich vergessen. „Gott lieben, Gott fürchten!" das wiederholte er am öftesten. Kurz vor seinem Ende sah er mich einen Augenblick starr an und sprach leise: „Die Perle, die Perle, die ist dir noch aufbehalten!" So verschied Lukas in meinen Armen, sterbend den Tod eines Gerechten. Sein Hinscheiden schlug meinem Herzen eine tiefe Wunde; ich fühlte es, daß ich an ihm einen zweiten Vater verloren hatte. Täglich gedenke ich seiner, wenn ich vor seinem lieben Andenken, dem Christusbilde, das er mir vermachte, Morgens und Abends knie und zu Gott mein Gebet sende.

Ich fühlte mich von nun an einsam und verwaist auf dem Schlosse; wie konnten Männer, wie der eitle, geschwätzige Aktuar, der scheinheilige Hausmeister, der rohe Förster, mir einen Ersatz bieten für den grundguten, frommen und dabei so erfahrenen Lukas? Ich dankte Gott, als die Zeit kam, wo ich das Getreide wieder nach Danzig schaffen sollte. Daselbst wartete schon der Holländer meiner, und nahm das Getreide, wie ich das Geld, in Empfang. Auch Eva war mit ihm gekommen, und begrüßte mich mit sichtbarer Freude. Der Holländer lud mich wieder zu Tisch, und hob dann nach dem Essen also an: „Ihr seyd ein noch junger und sehr verständiger Mann; mir scheint, Ihr seyd zu etwas Besserem geboren, als draußen auf einer Einöde unter Bauern zu verkümmern. Ich meine, Ihr solltet irgend ein Geschäft beginnen, etwa einen Handel. Ihr scheint mir alle Gaben zu einem tüchtigen Kaufmanne zu haben."

„Meint Ihr? ich habe auch einmal schon ein Geschäft der Art getrieben," antwortete ich, meiner Jugendzeit gedenkend.

„Nun, womit habt Ihr denn gehandelt?"

Da wollte ich anfänglich nicht recht mit der Sprache heraus; allein endlich gestand ich etwas kleinlaut, ich hätte vor zehn Jahren mit einer Salbe gehandelt, die zugleich gegen Hühneraugen und blöde Augen helfe.

Trotz seines Phlegma's lachte der Holländer hell auf, und ich sah es, wie Eva sich Gewalt anthat, und doch wider Willen dem Beispiele des Vaters folgen mußte.

„Nein, Leopold," fuhr dann der Holländer fort, als er sich satt gelacht, „ich habe allen Respekt vor einer Salbe, welche Hühneraugen und blöde Augen zugleich heilt. Allein mit diesem Artikel kommt Ihr nicht weit. Ihr müßt Euch bessere Waare suchen. Seht, da drüben steht eine Handlung mit Zucker und Kaffee feil. Die solltet Ihr kaufen. Binnen wenig Jahren seyd Ihr ein gemachter Mann, betreibt Ihr sie anders ein Bischen gut."

„Ja, das wäre schon recht; aber zum Kaufen gehört Geld, und woher sollt' ich wohl das nehmen?" fragte ich in Freud' und Leid. Des Holländers Rath wäre ja längst schon mein Herzenswunsch gewesen.

Der Holländer öffnete seine Brieftasche und legte fünf Tausendgulden-Banknoten auf den Tisch mit den Worten: „Leopold, es wäre Sünde, einem so wackeren Manne, wie Ihr seyd, nicht vorwärts zu helfen. Auch habt Ihr meiner Tochter vergangenen Jahres einen recht großen Dienst erwiesen; und das habe weder ich noch Eva vergessen. Seht, da sind fünftausend Gulden; dreitausend Gulden reichen zum Ankauf der Handlung hin, mit den übrigen zweitausend Gulden könnt Ihr Euch hinreichend einrichten. Also, Freund Leopold, macht es so, und probirt es mit Gottes Hilfe."

Welch' freudige Ueberraschung für einen Burschen, der keine andere Aussicht hatte, als sein Leben lang ein Diener zu bleiben! Kaum vermochte ich dem wackern Manne zu danken; gerührter noch, als ich, erschien mir Eva; und späterhin habe ich erfahren, daß sie desselben Abends noch nach der St. Nikolauskapelle wallte.

Der Holländer unterstützte mich beim Ankauf der Handlung außer seinem Gelde auch noch mit seiner Einsicht, half mir bei der ersten Einrichtung, und besorgte alles Nöthige eben so klug, als in freundlich wohlthuender Weise. Dann nahm er von mir Abschied mit den Worten: „Leopold, das nächste Jahr, will's Gott, komme ich wieder und sehe, wie Ihr gehauset habt, und ich weiß im Voraus, es wird Alles gut gegangen seyn." So hatte ich denn statt Lukas wieder einen väterlichen Freund gewonnen und außer ihm schien mir auch Eva, das unschuldige Kind, vom Herzen gut zu seyn.

Nach dem Schlosse kehrte ich nimmer zurück; ich übersandte die Gelder mit der Rechnung mit Dank und Gruß an den Verwalter und die Uebrigen, und der beigefügten Bitte, mir meine kleine Habe und vor Allem Lukas' Christusbild nach Danzig zu schicken. Nun ging ich frohen Muthes an mein neues Ge-

schäft, und hatte soviel Glück, daß selbst der Holländer das Jahr darauf sich verwunderte, mir zur Erweiterung meiner Handlung rieth und das dazu benöthigte Geld ungebeten vorschoß. Gottes Segen blieb bei mir; er wuchs noch in einem Maße, wie ich es kaum hoffen durfte. Doch, Lorenz, was soll ich denn weiter erzählen? Du siehst ja Alles vor Augen — im dritten Jahre ward ich des Holländers Schwiegersohn und Eva's Gatte."

„In der Kapelle des heiligen Nikolaus fand unsere Vermählung statt; und in diesem Kirchlein bei der Andacht, nicht im Gasthause und auf dem Balle, hatten wir uns kennen gelernt, als von Gott Selber hieher zusammengeführt. Das schien zumal meiner Eva, dem frommen Kinde, eine Bürgschaft des künftigen ehelichen Glückes. Mir aber fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen; — jetzt hatte ich die Perle des Glückes gefunden, das Glück eines eigenen wohlhäbigen Heerdes, eines frommen Weibes und gutgearteter Kinder. Ja, Lukas hatte wahr prophezeit. In der Kapelle hatte sie mir der allbarmherzige Gott auf die Fürbitte seines treuen Dieners und auf mein schwaches Flehen die schöne Perle finden lassen — ewiger Dank sey Ihm dafür gesagt!"

Aber Perlen bedeuten auch Thränen; eine solche Perle rollte auch über Leopolds Wange, als er seine Erzählung jetzt beschloß und mir gerührt die Hand drückte. Auch mein Auge füllte sich mit solchen Perlen; aber mit Thränen der Freude und des Dankes.

„Zum Essen, wenn's gefällig ist!" hieß es auf einmal; und Eva, die Hausfrau, erschien von ihren beiden frischen Knaben begleitet, um uns in den Speisesaal zu führen. „Bruder," begann Leopold plötzlich, und sah mich mit einem Blick der treuesten Liebe an; „nie, weder im Glück noch im Unglück, habe ich deiner vergessen. Sieh' da, der Eine von meinen Söhnen da heißt L u k a s, der Andere heißt L o r e n z."

„Und er soll auch m e i n Sohn, m e i n Erbe werden!" rief ich bewegt, und zog den Knaben, der seinem guten Vater sprechend ähnlich sah, an mich.

Und er ist es auch geworden. —

Das war ein vergnügter Abend, der die Wunden manch bittern Tages heilte. Das Schiff fuhr ohne mich nach Hamburg; ich mußte zwei Wochen bei meinem wackern Leopold bleiben. Dann eilte ich nach der Heimath, und beschloß daselbst ein Gut zu kaufen und alldort in stiller Thätigkeit Gott und mir zu leben. Deßhalb veräußerte ich Darcy, und kaufte mich an der Donau an. Hier hause ich nun seit fünfzehn Jahren, bewirthschafte mein Gut und bemühe mich, so viel Gutes als möglich zu thun. Ich habe keine zeitliche Sorge, genieße einer guten Gesundheit, und die Liebe treuer Freunde bereitet mir viele frohe Stunden. Und dennoch, überdenke ich mein ganzes Leben, so rufe ich zwar mit innigstem Danke gegen Gott: „Vater, wie gut bist du!" doch bei der Erinnerung an den Vorfall auf der Höhe von Alzenau ergreift mich jedesmal ein bitterer Schmerz, und eine Stimme ertönt alsdann mit dem Vorwurf: „O wärest du dort doch wachsamer und nüchterner gewesen! wie sehr du auch Ursache haben magst mit deinem gegenwärtigen Geschicke zufrieden zu seyn — es war dir vom Anfange an ein anderes und noch besseres bestimmt, und du trägst einen Theil der Schuld, daß du nur mit Schmerzen und nur halb erhieltest, was du mit Freude und ganz durch Selbstbeherrschung gewinnen konntest."

Allein es gibt Dinge, die keine Reue mehr ganz gut, geschweige denn ungeschehen machen kann.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Und er ist es auch geworden. —

Das war ein vergnügter Abend, der die Wunden manch bittern Tages heilte. Das Schiff fuhr ohne mich nach Hamburg; ich mußte zwei Wochen bei meinem wackern Leopold bleiben. Dann eilte ich nach der Heimath, und beschloß daselbst ein Gut zu kaufen und alldort in stiller Thätigkeit Gott und mir zu leben. Deßhalb veräußerte ich Darcy, und kaufte mich an der Donau an. Hier hause ich nun seit fünfzehn Jahren, bewirthschafte mein Gut und bemühe mich, so viel Gutes als möglich zu thun. Ich habe keine zeitliche Sorge, genieße einer guten Gesundheit, und die Liebe treuer Freunde bereitet mir viele frohe Stunden. Und dennoch, überdenke ich mein ganzes Leben, so rufe ich zwar mit innigstem Danke gegen Gott: „Vater, wie gut bist du!“ doch bei der Erinnerung an den Vorfall auf der Höhe von Alzenau ergreift mich jedesmal ein bitterer Schmerz, und eine Stimme ertönt alsdann mit dem Vorwurf: „O wärest du dort doch wachsamer und nüchterner gewesen! wie sehr du auch Ursache haben magst mit deinem gegenwärtigen Geschicke zufrieden zu seyn — es war dir vom Anfange an ein anderes und noch besseres bestimmt, und du trägst einen Theil der Schuld, daß du nur mit Schmerzen und nur halb erhieltest, was du mit Freude und ganz durch Selbstbeherrschung gewinnen konntest.“

Allein es gibt Dinge, die keine Reue mehr ganz gut, geschweige denn ungeschehen machen kann.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.